

wird es möglich, die Kategorien, die unter der Kritik des methodologischen Nationalismus einer zunehmenden Begründungspflicht ausgesetzt wurden, leichter zu ersetzen. Wer hier fehlendes soziales Engagement beklagt, beklagt zuvörderst fehlende Einmischung, ohne aber den Nachweis zu bringen, dass ein solches wissenschaftliches Auftreten direkt zu Verbesserungen führt. Soziales Engagement bleibt weiterhin ein ehrenhaftes persönliches Unternehmen, doch es sind Zweifel angebracht, ob soziales Engagement ein universitäres Ziel in einer funktional differenzierten Gesellschaft sein kann (vgl. Hard 2003 [1985]: 241).

## **Migration und Transnationalität in der Weltgesellschaft – eine systemtheoretische Fassung**

Bis zu diesem Moment wurden die transnationalen Ansätze und Thesen im Wesentlichen auf ihr Gehalt und ihr Gewicht hin überprüft. Es konnte positiv festgehalten werden, dass die transnationale Debatte eingefahrene Problemstellungen in der Migrationsforschung hinterfragte und in der Folge Studien entstanden, die bisher unberücksichtigte und neue Migrationsverläufe thematisierten oder bekannte Muster begrifflich neu fassten. Den daraus gezogenen Schlüssen und Forderungen kann aber nicht gefolgt werden, weil den Aussagen der historisch lange Atem fehlt, weil sie leichtfertig generalisieren oder weil ihre metaphernreiche Sprache darauf verzichtet eine stringente Terminologie zu entwickeln, die eine theoretische Übertragung der Deutungen zuließe. Dieser Zwiespalt verlangt nach einem Ausweg. Gesucht wird eine Theorie, die eine allgemeine Sprache und Begrifflichkeit zur Verfügung stellt, um die zur Disposition stehenden Phänomene wissenschaftlich ertrag- und aufschlussreich beschreiben zu können. Die Entscheidung fiel im Wesentlichen zu Gunsten der Systemtheorie, wie sie von Niklas Luhmann maßgeblich formuliert wurde. Sie fiel damit zugleich auf eine Theorie, in der Migration keine tragende Rolle spielt. Diese Abwesenheit ist kein zu kritisierendes Manko, sondern verhindert die Überhöhung eigener Wissensbereiche und spekulative Theoriebildung. Die Abstinenz von Migrationsthemen bei Luhmann ist auch deshalb kein Nachteil, weil diese Lücke bereits von anderen erkannt wurde und durch verschiedene Arbeiten beständig geschlossen wird (z. B. Stichweh 2000 [1998]; Bommes 1999; Pott 2002).

Vor dem Einstieg muss jedoch das Terrain vorbereitet werden. Dabei ist zu klären, in welchem Kontext diese Zuwendung erfolgt und dies gilt im Hinblick auf die geografische wie auch die allgemeine sozialwissenschaftliche Migrationsforschung. Die Systemtheorie mag zwar eine prominente Stellung in den Sozialwissenschaften einnehmen, doch in der Migrationsforschung spielten sie und andere differenzierungstheoretische Angebote lange Zeit keine entscheidende Rolle. Vielmehr gediehen drei andere Theoriestränge: „a) der methodologisch-individualistische Ansatz des ‚rational choice‘, b) der auf die Analyse von Ungleichheitsproblemen zugeschnittene systemtheoretische Ansatz von Hoff-

mann-Nowotny [...] und c) der marxistische Ansatz des kapitalistischen Arbeitsmarktes“ (Bommes 1999: 21). In der Geografie ist die Rolle der Systemtheorie noch marginaler, da eine breite Rezeption der Luhmannschen Version bis heute kaum stattgefunden hat und sie in der geografischen Lehre und Forschung nur sporadisch erscheint.<sup>41</sup> Erschwerend kommt der Charakter der Systemtheorie hinzu. Sie hat bisweilen totalisierende Züge und arbeitet beständig mit internen Verweisungsstrukturen. An einer Stelle unspektakulär auftauchende Begriffe werden zügig zu strategischen Kategorien ausgebaut und die Verwendung des einen Begriffes verlangt die Kenntnis vieler anderer. Dass zudem viele Begriffsverwendungen quer zur soziologischen oder geografischen Traditionen liegen, macht es nicht leichter. Allerdings fordert auch niemand überzeugend, dass man sie *kompromisslos* übernehmen müsse. Im Übrigen weist sie an vielen Stellen beachtenswerte Parallelen zu aktuellen geografischen Diskussionen auf. Wer also die Grundzüge von Dekonstruktion, Diskurstheorie, Poststrukturalismus oder Postkolonialismus kennt, also Differenz, Relationalität, Kommunikation oder Konstruktion als Grundkategorien verwendet, wird mehr Bekanntes entdecken als manche Abwehrhaltungen gegenüber der Systemtheorie vermuten lassen.<sup>42</sup> Diese Ähnlichkeit zu betonen, erscheint auch deshalb wichtig, weil speziell die postkoloniale Literatur, in enger Korrespondenz mit poststrukturalistischen Positionen, entscheidende Impulse in die Transnationalismusdebatte einspeiste.

Theorie indes soll hier nicht zum Selbstzweck betrieben werden. Immer wird es um die empirische Relevanz gehen. Die Leistung der Systemtheorie wird sich daran messen müssen, welche alternativen Beschreibungen sie hervorbringt und ob diese vielleicht geschickter sind als eine undifferenzierte Rede von transnatio-

41 Die Arbeiten von Klüter enden bei der von Luhmann so benannten und wichtigen ‚autopoietischen Wende‘ in der Systemtheorie, die seit ca. 1980 immer deutlicher wurde (vgl. Reese-Schäfer 1996: 45-54). Eine grundlegende theoretische Verbindung der Geografie hin zur Systemtheorie, wie sie beispielsweise umgekehrt Werlen in Bezug zu Handlungstheorien beziehungsweise der Strukturationstheorie Giddens unternommen hat, steht noch aus (vgl. Gren/Zierhofer 2003; Schmidt 2004). Es gibt jedoch einige empirische Arbeiten, die sich bei Luhmann bedienen (z. B. Beier 1995; Egner 2002). Mögliche ur-geografische Ängste, dass hier eine Auflösung des Faches in Gang komme, können mit Hinweis auf Luhmann selbst zerstreut werden, denn dieser ordnete sich an der Uni Bielefeld nur deshalb der Soziologie unter, weil er sich dort nicht auf einen bestimmten Themenbereich festlegen musste (vgl. Kneer/Nassehi 1993: 8) – dementsprechend universalistisch ist sie auch ausgelegt. Gelassenheit sollte sich auch einstellen, wenn man entgegen manchem Anschein bedenkt, dass sich auch die Soziologie niemals komplett abschloss, sondern immer parasitäre Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften pflegte (Urry 1996: 1978).

42 Dies soll aber weder eine Einleitung zu einem Theorievergleich werden noch soll hier behauptet werden, dass die Systemtheorie alles andere ersetze oder ich in der Lage wäre den Theorievergleich zu leisten. Vgl. zum Theorievergleich zwischen Systemtheorie und Dekonstruktion den Sammelband von Henk de Berg und Matthias Prangel (1995), der mehrheitlich aus einer systemtheoretischen Perspektive argumentiert.

nen sozialen Räumen. Der Umbau ist einerseits groß, weil eine Reihe von Pfaden und Denkfiguren verlassen werden müssen, zugleich erscheint er mühelos und leicht, weil die Systemtheorie einen ausgereiften und eleganten Begriffsvorrat anbietet. Die Fragestellung dieser Arbeit bleibt den klassischen Themen der Migrationsforschung erstaunlich treu, denn es werden weiterhin Themen beobachtet, die in die Rubriken Migrationsmuster, Integration und Assimilation, Identifikation und Hybridität, Migration und Raum fallen. Dass man, und manche tun dies auch, auch ganz andere Migrationsthemen aufgreifen kann, darf nicht verschwiegen werden.

Nun steht weder eine Exegese noch eine Zusammenfassung der Systemtheorie an. Vielmehr sollen im Folgenden die Erkenntnisinteressen dieser Arbeit mit drei dafür entscheidenden Clous der Systemtheorie in Zusammenhang gebracht werden. *Erstens* ist sie von Beginn an als eine Theorie der Weltgesellschaft konzipiert worden (vgl. Luhmann 1991 [1971]). Viele Grundzüge der Globalisierungsdiskussion hat sie bereits früh und in überraschender Klarheit ausformuliert. Dazu gehört auch, dass sie einen Gesellschaftsbegriff anbietet, der es zugleich erlaubt, Veränderungen an ihm selbst zu kontrollieren. Soziale Evolution – und damit indirekt auch Transnationalität – wird an zentraler Stelle mitberücksichtigt. *Zweitens* versteht sie sich als eine Theorie der Beobachtung, die in sich selbst wieder vorkommt. Sie ermöglicht es den Beobachter zu beobachten und weist der Wissenschaft damit einen bestimmbaren Platz zu. Wissenschaft wird damit weder allwissend noch besser als andere Bereiche der Gesellschaft, doch durch die stetige Forderung bei Beobachtungen die Systemreferenz anzugeben, verheddern sich systemtheoretische Formulierungen selten in unüberprüfaren (weil kontextlosen) und unklaren bis metaphysischen Aussagen. *Drittens* bedient die Systemtheorie sich den Erkenntnissen des radikalen/erkenntnistheoretischen/operativen Konstruktivismus. Damit genehmigt sie sich einen ungewöhnlichen und sich selbst bestätigenden Weg, der stark vom Vorgehen der empirischen Sozialforschung abweicht. Es werden also keine theoretischen Hypothesen aufgestellt, die dann mit empirischen (= wahren) Daten überprüft werden könnten. Stattdessen werden Dinge behauptet, die ein ausgesprochen hohes Maß an primärer Evidenz besitzen, sich aber einer Überprüfung nicht verschließen und nachfolgend für die weitere Theoriebildung genutzt werden können (Luhmann 1995b: FN 38). Minimalontologische Aussagen (wenn sie überhaupt als ontologische Aussagen zu verstehen sind) wie ‚Gesellschaft besteht aus Kommunikation‘ oder ‚es gibt Systeme‘ besagen also nur, dass es Forschungsgegenstände gibt, deren Merkmale es rechtfertigen in dieser Art und Weise von ihnen zu *sprechen* (vgl. Luhmann 1991 [1984]: 16).<sup>43</sup>

43 Soweit eine erste Entscheidungsbegründung in der Sachdimension. Dahinter sind die Sozial- und Zeitdimensionen zu sehen. Sozial, weil Bommers als Vertreter der Systemtheorie in der Migrationsforschung durch Kopräsenz meine Promotionsphase am IMIS in Osnabrück entscheidend prägte und mich entsprechend konstruktiv kritisierte (ich mich folglich aber auch nicht der Kritik entziehen konnte). Sozial



Von diesen drei Aspekten aus wird zuerst die Theorie der Weltgesellschaft im Sinne eines Gegenentwurfes zu Globalisierungstheorien skizziert. Daran schließt sich eine Kurzbeschreibung der modernen Gesellschaft und ihrer Differenzierungsformen an, die erneut verdeutlicht, dass es sich bei der Gegenüberstellung von Transnationalität und Assimilation in Teilen um eine Scheinalternative handelt (vgl. Bommes 2002a). Nach einer ausführlichen Behandlung von Assimilation wird vorgeschlagen auf die Terminologie von Inklusion und Exklusion umzustellen. Transnationale Lebensläufe können so aufschlussreicher analysiert werden, als es mit den Kategorien von Assimilation und Integration alleine möglich ist. Besonderes Augenmerk wird auf die Idee der strukturellen Kopplung gelegt, die dafür sorgt, dass alle sozialen Teilbereiche in der Welt gehalten werden. Im Anschluss an die Strukturbeschreibungen erschließt sich die Bedeutung von Identität und Identifikation. Identität wird als kontingentes, den Strukturen stets nachgelagertes Phänomen verstanden. Trotz des starken Strukturbegriffes sind Identitäten nicht determiniert. Im Gegenteil, Identitätsbildung findet in einer Determinationslücke statt. Weil in transmigranten Selbstbeschreibungen fortwährend Sinnkombinationen gekreuzt werden, sind sie ein besonders aufschlussreicher Fall für Identitätsbildung.<sup>44</sup> Das Kapitel schließt mit beobachtungstheoretischen Aussagen und klärt die Frage was mit Raum als Sinndimension gemeint ist.

---

auch, weil die Anwesenheit von Hard im Fachbereich Geographie Spuren hinterließ, die von Wenzel immer wieder aktualisiert wurden – wie sonst ist es denkbar, mit Hards wertvollen aber eben auch ‚versteckt‘ publizierten Arbeiten in Kontakt zu kommen (2002; 2003)? Die Zeitdimension hat dazu geführt, die Unwahrscheinlichkeit der Zuwendung eines Geografen zur Systemtheorie in eine Wahrscheinlichkeit zu überführen – durch Insistieren. Diese beiden arabischen Anmerkungen sind somit der vorgreifende Rückgriff auf die Arbeiten von Kuhn (1976 [1962]) und Luhmann (1992) und deren Hinweise, dass es keine kontextunabhängigen Entscheidungen zwischen unterschiedlichen Geltungsansprüchen gibt und sodann auch darauf verzichtet werden sollte, der Gesellschaft das Bild von wissenschaftlichem Fortschritt vorzugaukeln. Soviel zur Begründung, fortan gilt die Überzeugungskraft der Systemtheorie und die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Frage, was man mit ihr in den Blick bekommt.

- 44 Ohne seine Forschungen *expressis verbis* in dieser Determinationslücke zu positionieren, forscht auch Pütz letztendlich in diesem Bereich. In seinen Arbeiten über migrantes Unternehmertum wird Transkulturalität zu einem Chiffre für Wahlfreiheit. Problematisch ist dabei jedoch, dass dieser Möglichkeitsraum leicht zur einseitigen Betonung von Handlungstheorien verleitet – „konkrete Handlungspraxis konkreter Subjekte“ (Pütz 2003b: 78), oder: „Die Zugehörigkeitsdiskurse entfalten große Handlungsrelevanz und erweisen sich über Ein- oder Ausschluss aus sozialen Beziehungen als wichtig für unternehmerischen Erfolg“ (ebd.: 79).



## „Theorie der Weltgesellschaft“ statt „Globalisierung“?

Die moderne Gesellschaft hat die Form der Weltgesellschaft und kann nur noch als solche begriffen werden. Diese Setzung drückt ein weit verbreitetes Globalisierungsgefühl aus – „alles hängt mit allem zusammen, und das immer doller“ (Nassehi in: Boeckler 1999: 179f.). Doch die Gleichsetzung von moderner Gesellschaft mit der Form der Weltgesellschaft geht über das Alltagsgefühl weit hinaus und ist sowohl für Luhmanns Systemtheorie als auch für die hier geschriebene transnationale Migrationsforschung von strategischem Wert. Die These lautet, dass es bei der Weltgesellschaft um eine Sache in eigener Logik geht, und dass das Konzept ein wissenschaftliches Erklärungspotenzial *sui generis* bietet, welches es erlaubt, die Transformation von Grenzen in der gegenwärtigen Gesellschaft zu analysieren (Wobbe 2000). Das dazugehörige Leitmotiv lautet, dass die Theorie der Weltgesellschaft kein Präjudiz für bestimmte Grenzen vorsieht. Das wiederum heißt, dass der Nationalstaat nur als eine von vielen möglichen Formen zu verstehen ist. An dieser Stelle deutet sich ein radikaler Unterschied zur Globalisierungsdiskussion an. Die Theorie der Weltgesellschaft – ein scheinbar gigantisches Projekt – versteht sich als Alternative dazu. Es werden kategoriale Setzungen vollzogen, die plausibel erscheinen und für die weitere Theoriebildung genutzt werden können.

Zunächst korrespondiert das Bemühen, die moderne Gesellschaft (im Singular!) als Weltgesellschaft zu modellieren, mit dem Bemühen, Gesellschaft als das allumfassende soziale System zu betrachten.<sup>45</sup> Systeme werden hier nicht als holistische Summe einzelner Elemente betrachtet, sondern konstituieren sich aus *der Einheit der Differenz von System und Umwelt*. „Die Umwelt ist konstitutives Moment dieser Differenz, ist also für das System nicht weniger wichtig als das System selbst“ (Luhmann 1991 [1984]: 289). Gleichwohl Systeme nicht aus etwas Materiellem bestehen, so haben sie doch operative Einheiten mit denen sie ihren Fortbestand sichern können, das heißt ihre Autopoiesis betreiben. Die unauflösbaren Letzteinheiten aller sozialen Systeme sind nicht etwa Menschen, Familien, Gruppen oder ähnliches, sondern Kommunikationen. Die Systemtheorie stellt damit die Einheit des Sozialen von Handlung auf Kommunikation um. Kommunikation besteht aus dem Zusammenspiel von drei Selektionen: Mitteilung, Information und Verstehen. Erst wenn etwas *verstanden* wurde, und zwar als *Differenz von Mitteilung und Information*, kann von Kommunikation gesprochen werden. Eine Kommunikation kann als Handlung bewertet werden, weil eine verstehende Person einer mitteilenden Person diese Kommunikation als

45 Auch Talcott Parsons wollte Gesellschaft in dieser universellen Geltung verstanden wissen, „Gesellschaft sei, so heißt es in einem Aufsatz von 1961, das *Sozialsystem höchster Ordnung*, das ein Ordnungsniveau in der Weise etablierte, daß innerhalb eines Gesellschaftssystems *alle Strukturen und Prozesse*, an denen ein Analytiker sozialer Systeme interessiert sein könne, eine *relativ vollständige und stabile Entwicklung* finden“ (Stichweh 1995: 32).

Handlung zuschreibt. Die Komplexität der sozialen Systeme wird in eine Handlung reduziert. Wenn Kommunikation als unauflösbare Letzteinheit von Gesellschaft betrachtet wird, dann sind die Grenzen der Gesellschaft leicht und eindeutig zu bestimmen. Gesellschaft endet mit Kommunikation, also an der Grenze zur Nicht-Kommunikation. Die Grenze zwischen Kommunikation und Nicht-Kommunikation ist zudem die einzige Grenze, bei der die Grenze der Weltgesellschaft mit den Grenzen aller ihrer Teilsysteme zusammenfällt. Man erkennt nun auch, dass eigentlich jede Gesellschaft die Form der Weltgesellschaft hat. Die Teilsysteme (zum Beispiel Recht, Wissenschaft, System der Krankenbehandlung etc.) selbst sind gezwungen, sich innerhalb dieser Grenzen zu bestimmen und zu positionieren. Die Eindeutigkeit der gesamtgesellschaftlichen Außengrenze „ermöglicht die operative Schließung des Weltgesellschaftssystems und erzeugt eine durch die Umwelt nicht mehr determinierbare, interne Unbestimmtheit offener Kommunikationsmöglichkeiten“ (Luhmann 1998b: 151). Für alle anschlussfähige Kommunikation kann es daher nur ein einziges Gesellschaftssystem geben, sodass Weltgesellschaft und Gesellschaft notwendigerweise zusammenfallen. Wenn sich Weltgesellschaft als die Einheit der Differenz von System und Umwelt versteht, wobei die innere, markierte Seite die Gesellschaft ist und alles andere Umwelt, dann wird deutlich, dass aus dieser Umwelt nichts Unkonstruiertes ins System gelangen kann, oder plastischer: „Die ‚Außenwelt der Gesellschaft‘ zieht sich infolgedessen, wie Luhmann dichtet, ‚ins Schweigen zurück‘ – was eigentlich schon zuviel gesagt ist, weil man, wie Luhmann ebenfalls vermerkt, von einem ‚Schweigen‘ gemeinhin nur spricht, wenn auch kommuniziert werden könnte“ (Hard 2002 [1999]: 285). Bei dieser Spielart des Konstruktivismus kann Erkenntnis noch immer als Entdeckung der Wirklichkeit gelten. Doch Erkenntnis schreitet nicht im Sinne einer progressiven Enthüllung vorab existierender Objekte voran, sondern ‚erfindet‘ externe Daten und konstruiert Kausalitäten zwischen zwei oder mehr Beobachtungen (vgl. Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 100ff.; Luhmann 1992). Diese allgemeine Aussage wird speziell in der Wissenschaft um den Wahrheitsanspruch ergänzt. Erst wenn etwas kommuniziert wird, kann es *soziale* Relevanz entfalten. Umweltkompatible Kommunikation gleicht einem Schlüssel. Sie passt zur Umweltbeschreibung wie der Schlüssel ins Schloss, gibt aber noch kein positives Abbild des Schlosses. Der Bezug zum Raum liegt auf der Hand: Auch Raum und Räumliches kann in der Gesellschaft nicht unkonstruiert vorkommen, sondern taucht nur in Form von Kommunikation auf.<sup>46</sup>

Bevor das Theoriegebäude gleichsam von innen heraus beschrieben wird, soll eine Reihe von Argumenten gegen diese Modellierung betrachtet werden. Es handelt sich um gewichtige Einwände, die allerdings allesamt in die Theorie der Weltgesellschaft einzubinden sind und die Theorie auf diesem Weg eher stärken

46 Nur zu Sicherheit: Raum kann im Gehirn in Form von Gedanken auftauchen, doch solange eine Person nicht kommuniziert oder es nicht verstanden wird, ist sozial nichts geschehen!

als schwächen (vgl. dazu insbesondere Stichweh 1995). Es heißt die Weltgesellschaft sei keine, weil in ihr offensichtlich keine Einheitlichkeit von Lebensbedingungen erreicht worden sei. Sie sei auch deshalb keine, weil das Ausmaß von weltweiten Interaktionen vergleichsweise gering sei. Und zudem sei doch die Unterschiedlichkeit von Kulturen und Nationen ebenso tagtäglich zu beobachten, wie der Fortbestand von territorialen Grenzen evident sei.

Zu den Argumenten im Einzelnen: Die Inhomogenität von Lebensbedingungen wird von der Theorie der Weltgesellschaft an keiner Stelle bestritten, sondern vielmehr benutzt, um ihre eigene Leistungsfähigkeit genau daran zu demonstrieren. So muss es ihr gelingen, die Unterschiede im System der Weltgesellschaft als interne Differenzierungen dieses sozialen Systems zu begreifen: „[...] beobachtbare Unterschiede [sind] als *strukturelle Effekte der Weltgesellschaft* selbst zu analysieren, und die wissenschaftliche Beobachtung der Weltgesellschaft wird sich darauf konzentrieren, *wie* dieses System mit historischen Konditionen und der ‚Gleichzeitigkeit des entwicklungsgeschichtlich Ungleichzeitigen‘ umgeht und diese Sonderlagen für den eigenen Strukturaufbau fruchtbar macht“ (Stichweh 1995: 34).

Die konkurrierende Deutungsmöglichkeit gründet latent in dem Gedanken, von Regionalgesellschaften auszugehen und dann Differenzen entlang dieser regionalen Kategorien zu begreifen, zu analysieren oder zu beschreiben – schlicht formuliert: Länderkunden anzufertigen. Diese bieten sicherlich Orientierungswissen und beschreiben „Dazulernquoten“ (Luhmann 1991 [1971]: 54) im Ausland, doch über eine Aufzählung, Auflistung und Beschreibung wird man schwer hinauskommen, weil man der regionalen Setzung zuviel Bedeutung beimisst. Die (letztendlich vergleichende) Länderkunde ist eine momentane Komplexitätsreduktion, die ihre Auswahl fortwährend rechtfertigen muss. Genau diese fortwährenden Schwierigkeiten sollten im Sinne des Konstruktivismus dazu anhalten eine andere, kompatiblere Modellierung zu wählen. Ebendiese Alternative rät, von der Weltgesellschaft und ihrer (funktionalen) Differenzierung auszugehen und dann erst die Probleme mit denen sich die einzelnen Regionen konfrontiert sehen zu betrachten (vgl. Luhmann 1998b: 163; Hard 1982). Ungleichheiten in der Weltgesellschaft primär über Regionaldifferenzen erklären zu wollen, wird zuletzt daran scheitern, dass Systemgrenzen kommunikativ bestimmt werden. Diese stimmen in der Außengrenze – zur Nicht-Kommunikation – allesamt überein, aber es ist unmöglich alle sozialen Systeme an einheitliche Raumgrenzen zu binden. „Regional differenzierbar in der Form von Staaten ist nur das politische System und mit ihm das Rechtssystem der modernen Gesellschaft“ (Luhmann 1998b: 166). Und selbst hier stellen sich erste Zweifel ein, weil sich auch das Rechtssystem vielfach vom nationalen Territorium entkoppelt – Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden ebenso weltweit verfolgt wie bestimmte Sexualdelikte von Deutschen im Ausland von der deutschen Staatsanwaltschaft verfolgt werden. Regionale Differenzierung als die grundlegende Differenzierung zu betrachten, verkennt also schlichtweg die Spezifika der Weltgesellschaft.



Das zweite auch in der Migrationsforschung aufkommende Argument gegen die Weltgesellschaft ist die Beobachtung, dass die Mehrheit der Menschen nicht an weltweiten Interaktionen teilnähme. Für die transnationale Migrationsforschung gesprochen heißt dies, dass die Mehrheit der Migranten keine Nationalgrenzen überschreitende Interaktionen mehr vollziehe. Dieses eventuell wahre Argument hat seine Tücken, weil der empirische Verweis theoretische Möglichkeiten ausblendet. Zudem werden abermals bestimmte sozialräumliche Grenzen präjudiziert. Wenn ‚weltweit‘ gesagt wird, dann muss es noch andere Grenzen geben und die scheinen hier zwischen lokalen, regionalen und nationalen Ebenen gezogen zu werden. Von Ebenen ist hier deshalb auszugehen, weil die metrische Distanz in der Argumentation variiert – man denke nur an die Grenzstadt, bei der aus einem Flirt von der einen zur anderen Straßenseite eine internationale Interaktion werden kann. Deutlich wird also, dass sich die Adjektive nicht allein über Distanz definieren, sondern bestimmten anderen Differenzierungen nachgelagert sind. Den Grenzziehungen einiger weniger Systeme wird erneut ein Primat eingeräumt und deren Grenzqualität – lokal, regional, national, global – unbesehen in alle anderen Kontexte hineinprojiziert. Meist handelt es sich um eine politisch definierte Segmentierung der Welt, die hier fortgeführt und dabei nicht selten als gegeben untergeschoben wird. Die bereits zuvor zurückgewiesene regionale Differenzierung wandelt sich in eine politisch definierte Skalendifferenzierung, die bei einer Bestimmung was lokal, regional oder national sein könnte, dann in Teufels Küche geraten wird, sobald sie das politische Terrain oder mit dem politischen System gekoppelte Bereiche verlässt. Der Flirt oder die Liebe können hier noch einmal angeführt werden: Liebe als Kommunikationsform schert sich primär nicht um räumliche Grenzen. Diese können zwar zu Problemen führen, aber die Differenzierung lokal, regional, national (oder ähnliche) bietet nicht das nötige definitorische Abstraktionsniveau, um Liebesbeziehungen ertragreich wissenschaftlich zu untersuchen. Das Argument der räumlichen Limitierung von Interaktionen als Gegenargument zur Weltgesellschaft führt hier in eine Sackgasse mit vielen Fragezeichen. Auf zwei anderen Wegen kann es aufgelöst werden. *Erstens* mit der These des ‚Und-so-weiter‘. Dieser These geht es nicht so sehr um weltumspannende Kommunikation, sondern um den Verweis, dass sich aus *jeder* Kommunikation ein ‚Und-so-weiter‘ eröffnet, dass also die Möglichkeit weltweiter Verflechtung stets präsent ist. Hier wird die Aussage aufgegriffen, dass nur Kommunikation kommuniziert und dass Gesellschaft nur aus Kommunikation besteht. Dieser Gedankengang darf nicht mit seinem wichtigsten Nebeneffekt verwechselt werden: Zwar treten heute mehr Personen trotz räumlicher Entfernung in Kontakt zueinander und dies wird durch den Ausbau moderner Kommunikations- und Transportinfrastrukturen erleichtert, doch dieser Ausbau ist nicht das konstituierende Element der Weltgesellschaft, sondern der Effekt der ‚Und-so-weiter‘-These (vgl. Luhmann 1991 [1971]: 54). Hierzu gesellt sich *zweitens* die Dekontextualisierungsthese: „Die Dekontextualisierungsthese meint die Behauptung, daß die Verlängerung der ‚Und-so-weiter‘-Ketten

durch funktionale Spezifikationen und andere in der Interaktion präsente Abstraktionen – also beispielsweise die generalisierten Symbole der Kommunikationsmedien – ermöglicht wird, die die Interaktion aus diffusen Verflechtungen mit anderen Kontexten herauslösen“ (Stichweh 1995: 36).

Was in der Systemtheorie als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien beschrieben wird (zum Beispiel Recht, wissenschaftliche Wahrheit, Geld, Liebe oder Kunst), entspricht bei Giddens in etwa den „Entbettungsmechanismen“ (1999 [1990]: 33ff.). Symbolische Zeichen (zum Beispiel Geld) und die erheblich auf Vertrauen basierenden Expertensysteme (zum Beispiel Professionen) vereinfachen die Loslösung von Interaktionsbeziehungen aus ortsgebundenen Zusammenhängen und sorgen dafür, dass die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikationsannahme drastisch reduziert wird – wer Geld hat, wird nahezu überall an ökonomischen Transaktionen teilnehmen können. Diese Gleichheitsunterstellung, die sich auf der Seite von Individuen als Anspruchsindividualismus ausdrückt, findet sich ähnlich bei den anderen Funktionssystemen. Wer in der Lage ist, den Eigencode des Systems anzusprechen (beispielsweise Recht|Unrecht, Sieg|Niederlage, Mehrheit|Minderheit), möchte auch darüber inkludiert werden. Diese Strukturen lassen es verständlich und wahrscheinlich werden, dass mehr Menschen Migration in Betracht ziehen. Denn die *Unsicherheiten* und *Unwahrscheinlichkeiten* von erfolgreicher Kommunikation werden durch diese Strukturen drastisch reduziert (auf anderem Weg zum ähnlichen Ergebnis kommt auch Appadurai 1998b: 53).<sup>47</sup> Dies sind Prozesse der „raumzeitlichen Abstandsvergrößerung“ (Giddens 1999 [1990]), die im Kontext zu einer Transformation von räumlichen Indexierungen stehen:

„Es können jetzt Ereignisse füreinander gleichzeitig sein und sich in ihren Wirkungen wechselseitig durchdringen, obwohl sie voneinander durch enorme räumliche Distanzen getrennt sind. Also gehen aus räumlichen Differenzen nicht mehr selbstverständlich Zeitunterschiede hervor und deshalb vollzieht sich die interne Differenzierung von Funktionssystemen zunehmend nach Gesichtspunkten, die keinen territorialen Index tragen.“ (Stichweh 1995: 37)

Stichweh beobachtet eine Entkopplung der Zeit- und Raumdimension. Ein Argument, dass sich in Facetten auch in anderen Theorien findet. Der These, dass deshalb räumliche Indices zunehmend irrelevant werden, ist nicht vorbehaltlos zuzustimmen. Dies ist zudem empirisch zu entscheiden. Doch zu erkennen ist, dass regionale Differenzierungen als Ausgangspunkt für die Theoriebildung denkbar ungünstig sind. Auch die Ebenenbildung lokal/regional/national/global sollte keinen zu prominenten Platz haben. Bereits jetzt kann gesagt werden, dass eine

47 Die Betonung der negativen Seite („Un-“) bei dieser Formulierung ist nicht bloß rhetorisches Stilmittel (sie wäre zudem ein schlechtes Stilmittel). Vielmehr geht es darum zu verdeutlichen, dass erfolgreiche Kommunikation ein unwahrscheinlicher Vorgang ist, der durch bestimmte Strukturen wahrscheinlich wird.

inklusive Handhabung von Systemebenen geschickter ist: „Der klassische Vorschlag ist hier der von Niklas Luhmann, Interaktionssysteme, Organisationen und Gesellschaft zu unterscheiden (Luhmann 1991 [1975]), mit der Implikation, daß ein und dieselbe Interaktion gleichzeitig allen drei Systemebenen angehören kann“ (Stichweh 1995: 36).

Noch unbeantwortet blieb das Argument, dass Nationen, Kulturen und eben Grenzen bestehen, es nachgerade für Migranten zynisch klingen müsse, von einer Weltgesellschaft zu sprechen. Die aus Grenzen erwachsende Belastung für Migranten und andere wird an keiner Stelle bestritten. Das Entscheidende ist jedoch, dass die Theorie der Weltgesellschaft „kein eingebautes Präjudiz zugunsten des Verschwindens klassischer Grenzen beispielsweise des Nationalstaats“ aufweist (Stichweh 1995: 43). Sie nimmt sich selbst in die Pflicht, die Grenzbestimmungen und deren Folgen *innerhalb* der Weltgesellschaft zu verstehen.

Doch ehe die Differenzierungsformen der Weltgesellschaft beschrieben werden, soll eine kursorische Kontrastierung vorgenommen werden. Dabei soll gezeigt werden, in welche Schwierigkeiten alternative Theoriekonzepte hineinlaufen, wenn sie implizit von einer Summe von Gesellschaften sprechen. Als Alternative zur Theorie der Weltgesellschaft beziehungsweise als Alternative zur Klärung globaler Phänomene empfehlen sich insbesondere Theorien aus der Globalisierungsdiskussion. Dort fällt zunächst auf, dass ein Gesellschaftsbegriff auffällig oft gemieden und stattdessen auf die Rede von Weltsystemen, der Weltökonomie oder auch von transnationalen sozialen Räumen zurückgegriffen wird beziehungsweise der Gesellschaftsbegriff eindimensional mit Nationalgesellschaft gleichgesetzt wird (vgl. kritisch dazu Stichweh 1995: 31f.; Halfmann 2005).<sup>48</sup> Im Ergebnis verweist der Globalisierungsbegriff auf Intensivierungs- und häufig auch auf Homogenisierungsprozesse. Er ist dann allerdings regelmäßig verwundert, wenn er sich mit der Tatsache konfrontiert sieht, dass es von Grenzen weiterhin nur so wimmelt und tendiert dazu, sie als ein vorübergehendes Phäno-

---

48 Vor dem Hintergrund der Theorie der Weltgesellschaft (innerhalb derer tatsächlich von verschiedenen Gesellschaften *gesprochen* wird) ist es erstaunlich, wie oft sich die *Theoriebildung* von den vorg gesprochenen Grenzen verführen lässt und trotz anti-essenzialistischer Beteuerungen nicht an ihnen vorbeikommt. Eine Auswahl: „We are trying to account for a world whose societies, organized as nation-states, are structurally similar in many unexpected dimensions and change in unexpectedly similar ways“ (Meyer et al. 1997: 134). Der Eintrag ‚Society‘ von Lee (2000) im ‚Dictionary of Human Geography‘ vermeidet eine genaue Bestimmung. Er beginnt bezeichnenderweise mit Thatchers berühmten Worten ‚There is no such thing as society‘ und begibt sich stark in ein moralisch-ideologiekritisches Fahrwasser aus dem er nur in kleinen Buchten zu Ruhe kommt: „And yet human being is impossible outside some form of society [streicht man ‚some form‘ gibt es volle Übereinstimmung] – even non-human society [hier also die moralisch-ideologische Kritik]“ (ebd.: 764), die dann zur Aussage führt: „Society remains a contested concept“ (ebd.: 766); hier wieder als eine politische Argumentation, die auf die Art der Gesellschaft abzielt und doch nicht außerhalb ‚some form‘ von Gesellschaft stattfinden kann – sehr klar ist das nicht.



men zu betrachten. So etwa wenn Bourdieus Analyse der feinen Unterschiede (1987 [1979]) mit den Worten ‚noch immer gibt es...‘ statt genauer ‚gerade jetzt gibt es feine Unterschiede‘ zitiert wird. Giddens verwirft zum Beispiel explizit Parsons Gesellschaftsbegriff und schüttet das Kind mit dem Bade aus (1999 [1990]: 24f.). Dies geschieht fast zwangsläufig, weil Giddens den Begriff der modernen Gesellschaft mit Nationalstaaten gleichsetzt, aber zugleich nur ein geringes Interesse an Nationalstaaten hat. Lässt er die Nationalstaaten fallen, verschwindet auch schon der Gesellschaftsbegriff – sein Präjudiz ist auf das Verschwinden des Nationalstaates gerichtet. Aus der Perspektive der Theorie der Weltgesellschaft ist das Forschungsinteresse an der raumzeitlichen Abstandsvergrößerung hochinteressant, aber nicht zwingend an den Nationalstaat gebunden, sodass der Gesellschaftsbegriff deshalb nicht aufgegeben werden müsste. Der Schluss lautet also immer wieder: Kein Präjudiz für den Nationalstaat, sondern nur für Gesellschaft und die ist nicht mit einem Nationalstaat identisch.

Wenn Gesellschaften (im Plural) als Einheiten gesetzt werden, dann ist man wie etwa Urry beinahe gezwungen das globale System als ein emergentes System zu beschreiben (2003: Kap. 5) und gerät dann in die Not zu bestimmen, was eventuell der Unterschied zwischen nationalen und globalen Organisationen sein könnte und wird vermutlich die Unterschiedlichkeit ihrer Zwecke und ihrer räumlichen Ausdehnung als Differenzkriterien hervorheben, mehr aber nicht. Die gleichen strukturellen Probleme zeigen sich bei politik- und wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen, die als Reflexionstheorien von Politik und Wirtschaft die *dort* gezogenen segmentären Differenzierungen mitunter reproduzieren, also zwischen nationaler und internationaler Politik oder zwischen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft unterscheiden. Diese Ausschnitte und die Thematisierung der Ausschnitte sind für Politik und Wirtschaft wichtig, doch erneut handelt es sich um Differenzierungen in der Weltgesellschaft. Diese Trennung als Basis zu nehmen, führt zum gelegentlichen Erstaunen darüber, dass die Politik ihre Grenzen nicht so kontrollieren kann, wie sie es in ihrer Selbstbeschreibung gerne möchte (vgl. die Rede von Grenzkontrollen und das ‚Problem‘ der Illegalität) und dass die Trennung zwischen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft immer weniger erklärt.

Ähnliche Probleme sind auch mit einem Blick auf die in der transnationalen Migrationsforschung prominente Anthropologie zu erkennen. Dort wurde und wird – zum Teil als Gegenbewegung zum Homogenisierungsargument – auf die Heterogenität der Welt verwiesen, die *Verschiedenartigkeit* impliziert. Bei dieser Form der Differenz handelt es sich prinzipiell um das gleiche Beobachtungsartefakt wie in Politik und Wirtschaft. Selbst wenn ein postontologischer Kulturbegriff verwendet wird, so wie es heute in der Anthropologie aber auch in der Kulturosoziologie oder in der ‚neuen‘ Kulturgeografie üblich ist, bringt es der Vergleich immer mit sich, dass sich Differenzen des Ähnlichen ergeben. Sicherlich ist es möglich auf (neue) Phänomene mit einem unmittelbaren Objektverhältnis zu reagieren, die Aufmerksamkeit also allein auf den Gegenstand zu len-

ken und dann mit Bewunderung, Erstaunen oder Erschrecken zu reagieren. Sobald der Vergleich eingeleitet wird, entstehen kulturelle Differenzen. Kulturen oder seit der Universalisierung des Nationalstaates Nationen sind hier dankbare Vorlagen, weil sie Eigennamen besitzen und man so über sie kommunizieren kann. Analog verhält es sich zur gut etablierten Diasporaforschung, die mit Eigennamen operieren kann (zum Beispiel die jüdische oder armenische Diaspora).

Die vergleichende Beobachtung im Modus Kultur ist stets eine dreiteilige Operation, die neben dem zu Vergleichenden den Beobachter einschließt beziehungsweise ohne ihn nicht zu denken ist. Der Beobachter muss also eine Ähnlichkeit (zum Beispiel Region, Nation etc.) des zu Vergleichenden sicherstellen, um dann die Verschiedenheit des nach Ähnlichkeit unterschiedenen zu sehen. Fortan überzieht die Semantik der Kultur alles mit dem Problem der Kontingenz, weil die Beobachtung immer auch anders möglich wäre (Luhmann 1995b: Kap. 2).

Die Theorie der Weltgesellschaft und damit auch die Weltgesellschaft rahmen im Folgenden die Migrationsgeschehen. Es ist in dieser Gesellschaft, in der sich Migrationen ereignen und als solche bemerkt und beschrieben werden. Um das Bemerkenswerte an Migrationen zu verstehen und dies wissenschaftlich beschreiben zu können, ist zunächst darzustellen, welche Differenzierungsformen es in der Weltgesellschaft gibt. Wenn anschließend auch der Wandel der Differenzierungsformen und die Kopplungen der Formen untereinander begriffen werden, dann sollte verständlich werden, wie transnationale Migrationsphänomene damit zusammenhängen.

## Differenzierungsformen der Weltgesellschaft

Die Beschreibung der Differenzierungsformen erfolgt auf einem anhaltend abstrakten Niveau, ehe der Übergang zu migrationsspezifischen Fragestellungen gewagt wird. Wenn also Weltgesellschaft und Gesellschaft zusammenfallen und all das umfassen, was von jedem Punkt aus kommunikativ zu erreichen ist, dann liegt außerhalb von Gesellschaft nur ihre Umwelt. In dieser Umwelt kann es auch andere Gesellschaften geben, doch solange ihre Existenz nicht bekannt ist, entfalten sie keine soziale Relevanz. So gesehen hatte jede Gesellschaft die Form der Weltgesellschaft. Umgekehrt bedeutet das aus ‚unserer‘ Perspektive, dass tribale Gesellschaften im Amazonasbecken oder in Indonesien im Moment ihrer ‚Entdeckung‘ Teil ‚unserer‘ Weltgesellschaft werden und ‚wir‘ Teil ‚ihrer‘ Weltgesellschaft. Wir kommen gegenseitig in der Kommunikation vor und können uns wechselseitig an Kommunikation anschließen. Zur Umwelt der Gesellschaft gehören in der Systemtheorie auch die Menschen. Diese ungewöhnliche Definition darf nicht in das von Luhmann selbst mehrfach beklagte Missverständnis einer unmenschlichen Theorie führen (z. B. 1991 [1984]: 288). Der Mensch wird durch diese Setzung nicht unwichtiger oder gar irrelevant. Der Clou dieser Trennung besteht allein darin, zwischen sozialen und psychischen Systemen scharf zu

unterscheiden. Während soziale Systeme ihre Autopoiesis mit Kommunikationen als operative Letztseinheiten bestreiten, verkettet ein psychisches System – ein Bewusstsein – einzelne Gedanken. Sobald Gedanken das Bewusstsein verlassen und verstanden werden, handelt es sich nicht mehr um Gedanken, sondern um Kommunikationen. Weil der Verstehensprozess wenigstens zwei psychische Systeme verlangt, ist Kommunikation genuin sozial und soziale Systeme können als eine emergente Systemebene verstanden werden. Da sie kein Bewusstsein besitzen, sind soziale Systeme darauf angewiesen, dass psychische Systeme, also Personen, ihnen ihr Bewusstsein zur Verfügung stellen. Eine Entscheidung, die im Einzelfall bei einem Individuum liegt. Mit anderen Worten: Die beiden Systeme bedingen einander. So wie Kommunikation ohne Menschen zusammenbräche, brächen psychische Systeme ohne Kommunikation zusammen.<sup>49</sup> Diese Trennung beschneidet zugleich das theoretische Konzept eines intentionalen Handlungsbegriffs. Personen können die Kommunikation irritieren, doch der Glaube an die Möglichkeit einer intentionalen Durchgriffskausalität in der sozialen Welt wird angezweifelt.

Diese kommunikations- und systemtheoretische Fassung von Gesellschaft wird nun mit differenzierungstheoretischen Gedanken zusammengeführt. Weltgesellschaft wird als Umwelt für eine *interne* Differenzierung verstanden. Systeme schneiden und nehmen sich *und* ihre Umwelt selbst aus unbestimmt anderem heraus. Das Heraustrennen bedingt kein Objekt, sondern ist eine Operation, die eine System|Umweltdifferenz etabliert. Differenzierung, Ausdifferenzierung oder Systemdifferenzierung bezeichnen diesen Entstehungsprozess von eventuell stabilen System|Umweltdifferenzen als Teil sozialer Evolution, bei der Unwahrscheinlichkeiten in Wahrscheinlichkeiten überführt werden. Bewährt sich eine Differenzierungsform, so wird sie, als vielleicht kopierfähige Einmalерfindung, Bestand haben, ansonsten wird sie vermutlich in Vergessenheit geraten oder keine weitere Bedeutung erfahren. Die Systemtheorie verzichtet an dieser Stelle darauf nach Sinn und Zweck dieser Entwicklung zu fragen. Sie hat auch keine einfachen Antworten auf die Frage parat, wie mit den offensichtlichen Folgeproblemen der modernen Gesellschaft umzugehen ist (gemeint sind zum Beispiel die Umweltproblematik oder die krassen Ungleichheiten bei der Wohlstandsverteilung).

Wenn von sozialer Differenzierung die Rede ist, dann kennt die Systemtheorie die erstaunlich geringe Zahl von nur *vier* verschiedenen Formen. Diese Formen sind das Ergebnis von Evolution, bestehen aber nach wie vor gleichzeitig

49 Klösterliche Schweigegelübde (zum Beispiel bei den Kartäusern) oder Einzelhaft für Gefangene (vgl. die Häftlinge der RAF) sind deutliche Beispiele dafür, wie hart es für Personen sein kann oder muss, ohne Kommunikation auszukommen. Selbst innerhalb des hier angelegten umfassenden Kommunikationsbegriffs, der die bekannte Aussage „Man kann nicht nicht kommunizieren“ einschließt, können diese Personen kaum mehr kommunizieren. Wer 24 Stunden in einer Zelle sitzt, dem fehlt ein Partner, der die Kommunikation verstehen könnte.



und in Wechselverhältnissen zueinander. Bei der *segmentären Differenzierung* schreitet Differenzierung unter dem Zeichen der Gleichheit voran, das heißt gesellschaftliche Teilsysteme werden in prinzipiell gleiche Teilsysteme kopiert. Der Ausfall eines dieser Teilsysteme hat keine schwerwiegende Bedeutung für die Gesellschaft. Familien, Stämme oder tribale Gesellschaften sind Ergebnisse dieser Differenzierung. Auch Nationalstaaten sind Formen segmentärer Differenzierung. Allerdings, und das ist wichtig, ist die nationale Segmentation selbst eine sekundäre und interne Differenzierung des primär funktional differenzierten politischen Systems. In dieser Logik würde der Wegfall *eines* Nationalstaates (das heißt eines Segments) die Welt nicht aus den Fugen geraten lassen, der Wegfall des Funktionssystems Politik wahrscheinlich schon. Bei der *zweiten Differenzierungsform zwischen Zentrum und Peripherie* werden Ungleichheiten zugelassen. Adelsgesellschaften oder städtische Gesellschaften basierten auf dieser Form, die „gleichsam im Zentrum zu Hause“ waren (Luhmann 1998b: 663), weil die Zentren stärker von den Peripherien als diese vom Zentrum abhängig waren. Die *dritte Form der Differenzierung bezeichnet stratifikatorische Differenzierung*. Entgegen dem soziologischen Usus sind damit nicht sozialstrukturell ungleiche Gesellschaften gemeint, sondern rangmäßige Ungleichheiten der Teilsysteme, wie sie etwa in ständischen Gesellschaften vorkamen. Dass es auch hier nicht um Dekomposition eines Ganzen in seine Teile geht, sondern um eine Ausdifferenzierung und Schließung wird mit Blick auf die Oberschicht deutlich, von der diese Prozesse ausgingen. Die Oberschicht muss sich von der Unterschicht, die um ihre Unterschichtstellung noch gar nicht weiß, distinguieren, sie als Umwelt des eigenen Systems begreifen. Die Entwicklung von Sondersemantiken, Endogamie, Verhaltensregeln oder Eigennamen lassen diese Entwicklung im Rückblick erkennbar werden (Luhmann 1998b: 678ff.). *Funktionale Differenzierung ist die vierte* und zugleich die in der modernen Gesellschaft primäre Differenzierungsform. Ihre Teilsysteme sind ungleich aber in dieser Ungleichheit wiederum gleich, sodass keines der Teilsysteme eine privilegierte Stellung in der Gesellschaft mehr beanspruchen kann. Vergleichbar mit den Prozessen der Arbeitsteilung wird argumentiert, dass die Funktionssysteme dann besonders erfolgreich sind, wenn sie die ihnen zufallende Funktion für sich monopolisieren können, also Alleinzuständigkeiten beanspruchen und durchsetzen können. Die Innenseite der Form erklärt sich dabei für ein Problem zuständig und seine Umwelt diesbezüglich für unfähig. So ist das Funktionssystem Recht nur für die Unterscheidung Recht|Unrecht zuständig, die Wirtschaft operiert mit dem Code Zahlen|Nicht-Zahlen, die Politik ist für die Herstellung von kollektiv bindenden Entscheidungen zuständig und springt auf den Code Macht|Opposition an. Viele Funktionssysteme benutzen binäre Codes. Binäre Codes zeichnen sich dadurch aus, dass der Übergang von der einen zu anderen Seite leicht und eindeutig erfolgen kann (zum Beispiel Zahlen|Nicht-Zahlen). Zudem kommen diese Codes nur in ihrem System vor, sodass es möglich wird, die Zugehörigkeit der Kommunikation mit praktisch ausreichender Genauigkeit zu unterscheiden. Dies ist möglich,

weil Kommunikationen das Unterscheidungsmerkmal bilden. Ob also etwas zur Ökonomie oder zur Politik gehört, wird nicht an Personen oder Organisationen abgelesen, sondern alleine an der Kommunikation. Systeme sind keine dinglichen Wesen, sondern es geht um die Frage, auf was die Kommunikation zuge-spitzt werden kann. Dies bedeutet zugleich, dass *eine* Kommunikation von *verschiedenen* Funktionssystemen als zu ihnen zugehörig gedeutet werden kann, aber jeweils unterschiedlich prozessiert wird. Im Wirtschaftssystem geht es zum Beispiel beim Thema Migration um Zahlen|Nicht-Zahlen oder um Billig|Teuer; das Rechtssystem wird Migranten primär im Schema Legal|Illegal betrachten und sonst schweigen; die Politik nimmt Migration wahr, wenn das Thema eine Mehrheiten-|Minderheitenbildung erlaubt; dem Erziehungssystem geht es um Er-ziehung|Nicht-Erziehung. Aus dieser Monopolisierungssicht heraus wird auch verständlich, warum die jeweils anderen Systeme samt deren Codes als Störung oder Irritation für das Operieren im eigenen System empfunden werden können, aber niemals direkt in das eigene System durchgreifen. Dem System der Krankenbehandlung ist es im Moment der Behandlung gleich, ob jemand illegal oder legal im Land ist und es wird als ungerechtfertigte Einmischung in den Berufsethos empfunden, wenn die Behandlung aufgrund des Rechtsstatus zu vollziehen oder zu unterlassen ist. Sicherlich gibt es strukturelle Kopplungen zwischen den Systemen, denn auch die Ärzte müssen bezahlt werden, doch er-neut: Die Wirtschaft bezahlt Migranten, wenn sie Leistung bringen und nicht weil sie legal im Land sind. „Im Verhältnis der Funktionssysteme zueinander kann es Destruktion geben, je nachdem, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, nicht aber Instruktion“ (Luhmann 1998b: 753). Wenn die moderne Gesell-schaft dem Primat funktionaler Differenzierung unterliegt, dann bedeutet dies nicht, dass die vorgenannten Differenzierungsformen verschwinden.

Alle psychischen und sozialen Systeme sind sinnhafte Systeme, sie verwen-den und konstituieren Sinn als Medium zum Erzeugen ihrer eigenen Formen. Weder Gedanken noch Kommunikation können jedoch in sich selbst einge-schlossen werden. Sie verweisen vielmehr auf weitere Gedanken beziehungswei-se Kommunikationen. So wie jeder Gedanke einen nächsten Gedanken hervor-ruft, provoziert jede Kommunikation eine weitere. „Sinn ist also das ständige Neuarrangieren der Unterscheidung von Aktualität und Möglichkeit, das fortlau-fende Aktualisieren von Möglichkeiten“ (Kneer/Nassehi 1993: 75). Sinn fällt da-bei die Aufgabe zu, die Komplexität der Welt zu reduzieren, ohne sie jedoch zu zerstören, denn die unfassbar hohe Weltkomplexität bleibt stets für weitere Operationen und Neuarrangements bestehen. Damit ist zugleich gesagt, dass die Grenzen der Systeme im Medium Sinn und niemals entlang räumlicher, natürli-cher oder materieller Grenzen gezogen werden. Wenn Grenzen als räumliche, natürliche oder materielle Grenzen in der Kommunikation erscheinen, dann sind und bleiben sie Kommunikation. Die Differenz zwischen Aktuellem und Poten-ziellem wird entlang von drei *Sinndimensionen* artikuliert: Die Sachdimension entscheidet über die Frage, *was* der Fall ist, wobei die explizite Benennung des-

sen, was der Fall ist, die implizite Negation des Nicht-Falls in sich birgt. In der *Sozialdimension* wird darüber befunden, *wer* etwas thematisiert und der Sinn kondensiert sich entlang der differenten Perspektiven zwischen Ego und Alter. Die *Zeitdimension* gibt in der Gegenwart darüber Auskunft, *wann* etwas geschieht (vgl. Kneer/Nassehi 1993: 79; Baraldi/Corsi/Esposito 1997: 170ff.; Luhmann 1998b: 44ff.). Eine *Raumdimension*, die zum Beispiel zwischen hier|dort, nah|fern oder oben|unten unterscheidet, ist bei Luhmann nicht vorgesehen.

In der beschriebenen Form sind die Theorie der Weltgesellschaft und auch die Grundzüge der Systemtheorie reichlich abstrakt geblieben. Wenn die Systemtheorie bei der Bearbeitung von migrationswissenschaftlichen Fragen helfen soll, dann empfiehlt es sich, sie auf klassische Themen der Migrationsforschung zu beziehen und zu fragen, wie sie die Problemstellungen des Integrations- und Assimilationsparadigmas reformuliert.

## Integration und Assimilation – Standardthemen und Variationen

Grosso modo verläuft eine zentrale Konfliktlinie der theoretischen Migrationsforschung noch immer zwischen multikulturellen oder transnationalen Ansätzen auf der einen Seite und Assimilations- und Integrationstheorien auf der anderen. Bei dieser groben Gegenüberstellung handelt es sich in Teilen um Scheinalternativen (vgl. Bommes 2002a). Im Ergebnis stehen sich die Begriffe oppositionellen und pluralistischen Charakters (zum Beispiel Multikulturalität, Transkulturalität und Hybridität) den Vielfalt weitgehend unterdrückenden Begriffen auf der anderen Seite gegenüber (zum Beispiel Leitkultur, Integration, Anpassung und Grundwertekanon). Diese Rasterung verläuft auffallend parallel zur politischen Diskussion und drängt sich für packende Einstiege in Forschungsbeiträge fast penetrant auf. Wie bei vielen politischen Kommunikationen ist zudem zu erkennen, dass es sich um moralisch-normative Argumente handelt und das Schema gut|schlecht verwendet wird. In der Folge davon schwanken die Meinungen hin und her und rastet die wissenschaftlich-theoretische Diskussion ein. Das ist auch kaum anders zu erwarten, denn wer stets normativ-dezisionistisch beginnt, lässt sich von empirischen Abweichungen nur schwer irritieren. Die starke Bindung der normativen Positionen an die Person des Beobachters kann dazu führen, dass in der eigenen Studie genau die Migranten exponiert werden, die in das eigene Raster passen. Es scheint deshalb ungünstig, eine der beiden Seiten (verkürzt: Einheit oder Vielfalt) als Startpunkt zu wählen. Zumindest für die Theoriebildung ist dies hinderlich. Nachdem die angreifende Seite ihre Diskussion und Theorie an Differenzkategorien ausgerichtet hatte, dynamisierten Assimilationstheoretiker ihrerseits ihre Theorien, wurden von den Kritikern in Verlängerung der moralisch-normativen Kritik aber umfassend ignoriert. Offensichtlich hatte die Kritik an (staatlichen) Assimilationsprogrammen zur generellen Ablehnung von Assimilations- und Integrationstheorien geführt.



Der Kern des Konfliktes kann für die deutschsprachige Migrationsforschung am Beispiel der Assimilations- und Eingliederungstheorie von Hartmut Esser verdeutlicht werden. Angesichts der transnationalen Herausforderung hat er seine bereits 1980 erschienene Theorie mit Blick auf die Diskussion deutlich geschärft (2001; 2003; 2004). Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Es ist eine widersprüchliche Situation zu erkennen, denn seine modelltheoretische Grundstruktur verhindert *vordergründig* die Erfassung transnationaler Migrationsmuster, schärft *hintergründig* jedoch das Verständnis für Migrationsprozesse und lässt die Unterschiede von ‚klassischen‘ und ‚transnationalen‘ Migrationsverläufen deutlich hervortreten.

In seinem Hauptargument weist er auf die Alternativlosigkeit der *individuellen strukturellen Assimilation* als Modell der intergenerationalen Integration hin. Spitz formuliert erkennt Esser „keine (vernünftige) theoretische, empirische und auch wohl normative Alternative“ zu diesem Integrationsmodell (2003: 20), zumindest wenn man kein Interesse an der Marginalisierung von Migranten und am Entstehen von dauerhaften ethnischen Schichtungen habe. Viel umfassender als theoretisch, empirisch und normativ kann man sich für die Assimilationstheorie kaum stark machen. Diese pauschale Aussage muss im Rahmen seiner elaborierten Theorie gesehen werden. Zunächst übernimmt er David Lockwoods Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration. „Die Systemintegration bezieht sich auf die Integration des *Systems* einer Gesellschaft als Ganzheit, die Sozialintegration dagegen auf die Integration der *Akteure* (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) ‚in‘ das System hinein“ (Esser 2001: 98). Nota bene, der hier verwendete Systembegriff spricht in der alteuropäischen Tradition von einem Ganzen und seinen Teilen. Damit unterscheidet er sich dezidiert von dem Systembegriff Luhmanns, der Systeme immer als die Einheit der Differenz von System und Umwelt betrachtet. Lockwoods und Essers Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration macht auf den Unterschied zwischen Systemen, Individuen und ihrem Verhältnis untereinander aufmerksam – auf mehr jedoch nicht (Luhmann 1998b: 618f.).

Zurück zur wichtigen Sozialintegration bei Esser, die er in *kognitive, strukturelle, soziale* und *identifikative* Assimilationsvarianten gliedert. *Kognitive* Assimilation bezieht sich etwa auf die Sprachbeherrschung, auf die Fähigkeit Normen zu erkennen und situativ adäquat zu handeln. Die *strukturelle* Assimilation bezieht sich auf die Platzierung von Individuen in der Gesellschaft und wird beispielsweise über Indikatoren wie berufliche Position, Niveau der formalen Bildung oder Indizes der räumlichen Segregation gemessen. An dieser Stelle wird deutlich, dass der Verweis auf die Marginalisierungsgefahr in der Tradition der soziologischen Ungleichheitsforschung steht und Esser vorrangig vertikal ungleich strukturierte Nationalgesellschaften vor Augen hat (vgl. Bommes 2002a: 231). Die *soziale* Assimilation stellt auf die Beziehungen und Freundschaften ab und wird meist mit der Variable Sozialkontakt abgefragt. Die *identifikative* Assimilation thematisiert die Selbstbeschreibungen von Migranten. Die verwendeten

Indikatoren sind aufgrund der Pluralisierung der Lebenswelten bisweilen fragwürdig und stehen bei Konferenzen oftmals im Zentrum der Kritik.

Drei weitere Aspekte seines Theoriegebäudes sind wichtig, um zu erkennen, wie er zu der spitzen Aussage und schroffen Ablehnung kommen konnte. *Erstens* werden die Assimilationsdimensionen gestuft und es wird angenommen, dass die Verwirklichung einer Assimilationsstufe die Voraussetzung zur Realisierung der nächsten sei (Esser 1980: 229f.), gleichwohl diese enge Kopplung besonders in Bezug auf die identifikative Assimilation später gelockert wurde. Zu dieser Stufenkopplung kommt *zweitens* ein starker Territorialismus der einzelnen Stufen (vgl. Pott 2001; Bommes 2002a: 231). Ein Territorialismus, der im nationalstaatlich geordneten Zeitalter forschungspraktisch vielleicht kein großes Problem darstellte, nun aber in dem Maß zu hinterfragen ist, wie die Funktionssysteme Recht, Wirtschaft, Krankenbehandlung etc. auf nationale Indexierungen verzichten und Eigenständigkeit beweisen. Essers territoriale Bindung der Assimilationsstufen an ein entweder ‚hier‘ oder ‚dort‘ wird im zentralen Bereich der Bildung deutlich: Das Erziehungs- oder Bildungssystem bietet Möglichkeiten zur kognitiven Assimilationen (Sprache, Sozialkompetenz etc.), zugleich übernimmt es eine Selektionsfunktion und steuert über Zeugnisse die Zugänge zu weiteren (Aus-)Bildungsmöglichkeiten. Es ist also für soziale Platzierungen mitverantwortlich. Die Zentralstellung wird kaum jemand bestreiten, auch dann nicht, wenn Zweifel an dem meritokratischen Prinzip aufkommen. Faktisch ist der Bildungsbereich zudem dominant nationalstaatlich verfasst, sodass Assimilation nun zwingend erforderlich werde (immer vorausgesetzt Marginalisierungsprozesse sollen vermieden werden). Wer hier Erfolg haben möchte, müsse sich assimilieren, so Esser. In dieser Wendung ist das Assimilationsgebot nicht zu bestreiten, auch wenn die eindimensionale migrante Bringschuld vielleicht Unbehagen auslöst. Allerdings liegt der Gegensinn bereits auf der Zunge, denn es könnte genauso gut gefragt werden, ob nicht der nationalstaatlich organisierte Bildungsbereich per se Marginalisierung fördert, ob das Schulsystem nicht übereifrig selektiert und ob Teile des Bildungssystems nicht auch anders strukturiert werden könnten, um die Teilnahmekancen von Migranten zu erhöhen. Die normative Forderung könnte also ebenso an das Bildungssystem gerichtet werden und die Bringschuld den Einrichtungen des Bildungssystems zugeschrieben werden (was ja auch getan wird). All dies verknüpft sich mit einem *dritten* Punkt. Esser differenziert zwischen den beiden Extremen Assimilation und Segmentation, mit der entscheidenden Folge, „daß die Handlungen, die unter den nicht-assimilativen, segmentativen Handlungen subsumiert werden, also etwa die Selektion und Durchführung einer ethnisch markierten Handlung, konzeptionell als Gegensatz zu den assimilativen, i. e. integrierenden, Handlungen aufgefaßt werden“ (Pott 2002: 49).

Die enge Stufung und die territoriale Verbindung suggerieren, dass Handlungen die an einem Ort assimilativ sind, an einem anderen Ort segmentativ sein müssen. Folglich müssten zum Beispiel Anpassungsleistungen oder Investitionen

an der dalmatinischen Küste engführend als die Assimilation in Deutschland behindernd konzeptionalisiert werden. Da die daraus angeblich resultierenden Marginalisierungen kaum zu begrüßen sind, sind die segmentativen Handlungen am Zielort negativ zu bewerten. Dies ist die Verlängerung einer Logik, bei der *bestimmte* – meistens politisch-administrative – Raumabstraktionen als (Container-)Räume aufgefasst und in ein dichotomes Wechselverhältnis gesetzt werden. Assimilation findet dann *entweder hier oder dort* statt. Die komplexen Wechselverhältnisse von An- und Abwesenheit können so aber nicht gefasst und die Probleme des ‚methodologischen Nationalismus/Territorialismus‘ nicht überwunden werden. Dies drückt sich auch in den drei Segmentationsvarianten räumliche Segregation, kulturelle Segmentation und zuletzt der Institutionalisierung einer ethnischen Gemeinde aus. Im Ergebnis dieser Überlegungen und der hier prominent gestellten Aspekte heißt es bei Esser:

„Die Mehrfachintegration [verstanden als assimilative Sozialintegration in die Herkunftsgesellschaft/ethnische Gemeinde *und* in die Aufnahmegesellschaft in Essers Diktion, bzw. als plurilokale Lebensführung in der transnationalen Diktion] ist aber ein faktisch kaum wahrscheinlicher Fall. Sie erfordert ein Ausmass an Lernaktivitäten und vor allem Lerngelegenheiten, das den meisten Menschen verschlossen ist, und das erst recht bei den üblichen (Arbeits-)Migranten. Die Sozialintegration *in* die Aufnahmegesellschaft ist also, wie man dann sofort sieht, eigentlich *nur* in der Form der *Assimilation* möglich.“ (Esser 2001: 99)

In diesem Zitat springt er auf die bereits angedeutete Rückseite seiner schroffen Ablehnung. Die eingangs betonte theoretische, empirische und normative Alternativlosigkeit von Assimilation, also die Alternative ‚Mehrfachintegration‘, wird nicht mehr ausgeschlossen, sondern lediglich als *unwahrscheinlich* eingestuft. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf Lerngelegenheiten, die den meisten Migranten indes verschlossen seien. Es ist dieser Wink, der dazu anhält, weiter über die Alternativen nachzudenken. Folgt man ihm, dann kann das Phänomen zunächst als unwahrscheinlich eingestuft und die Beantwortung der Frage, wann das Unwahrscheinliche eintritt, auf den empirischen Teil verschoben werden. Weiter zur Debatte stehen die normative und die theoretische Dimension und sie sind, wie zu zeigen sein wird, enger miteinander verbunden als man vermuten möchte. Die Debatte dreht sich weiterhin um die Begriffe Integration und Assimilation. Es sind die zentralsten und schwierigsten Termini der Migrationsforschung und selbst bei dem Versuch, sie durch Derivate zu ersetzen, wird ihre Kernbedeutung stets mitgeschleppt.

Zunächst zum Begriff Assimilation, der, nicht zuletzt aufgrund der multikulturellen Angriffe, in seinem Geltungsanspruch eingeschränkt wurde. Eine wissenschaftliche Verwendung sollte fein zwischen intransitiver und transitiver Wortbedeutung trennen.



„In the general and abstract sense, the core meaning is increasing similarity or likeness. Not identity, but similarity. To assimilate means to *become* similar (when the word is used intransitively) or to *make* similar or *treat* as similar (when it is used transitively). Assimilation is thus the process of becoming similar, or of making similar or treating as similar. [...] Assimilation is not a theory; it is simply a concept. But it is a concept we can ill do without.“ (Brubaker 2001: 534f.)

Es ist sicherlich die transitive Verwendung im Zusammenhang mit organischen Metaphern gewesen, bei der etwas in einen bestimmten Endzustand konvertiert werden sollte und damit kollektive Übelkeit auf der multikulturellen Seite auslöste. Im abstrakteren, auf den Prozess abzielenden Wortsinn, sind Prozesse der *Anähnlichung* aber zweifelsfrei zu beobachten und Assimilation bedeutet dann „nicht die Angleichung an eine nationale Kultur oder Sprache, sondern [zum Beispiel] den Erwerb sozialer Teilnahmekompetenz – nicht zuletzt durch den Erwerb der Verkehrssprache“ (Bommes 2002a: 237). Jetzt kann verdeutlicht werden, weshalb es in der öffentlichen Diskussion permanent zu massiven Unverständnissen kommt. Die eine Seite, Einheimische in der Mehrheit, verwendet den Begriff transitiv und wartet beharrlich auf den Tag an dem sich Identität einstellt, was aus zwei Gründen aber nicht passieren wird. Erstens bringt es die Beobachtung im Modus Kultur mit sich, dass nach Differenzen des Ähnlichen gesucht wird. Zweitens ist Identität unmöglich, weil sinnhafte Systeme Differenz konstitutiv benötigen, sodass der Tag der Identität zwangsläufig ein Sankt Nimmerleinstag ist. Die andere Seite, mehrheitlich Migranten, verwendet Assimilation intransitiv und wird nicht müde die eigenen Anpassungsleistungen zu betonen.

Wenn behauptet wird, dass Assimilation dazu tendiere die komplexen Wechselwirkungs- und Rückkopplungsprozesse in der kulturellen Evolution zu übersehen und sie zu einem asymmetrischen, teleologischen Vorgang zwischen zwei überzeitlichen Wesenheiten zu reduzieren (Bronfen/Marius 1997b: 19), dann tritt hier nicht eine Differenz zwischen guten und schlechten Schreibern, zwischen A- und B-Kritik hervor, sondern es wird problematisiert, dass ein wissenschaftlicher Begriff nicht gleichsinnig in die Funktionssysteme Politik, Wirtschaft, Religion etc. hineinläuft. Vielleicht etwas vereinfacht, bequem und fast naiv heißt es bei Esser: „Der Begriff [Assimilation] hat mit einem politischen Konzept der ethnischen oder kulturellen Homogenisierung nichts zu tun, gerade so, wie ein Index der sozioökonomischen Ungleichheit ja die Ungleichheit nicht selber schafft“ (2001: 99).

Akzeptiert man, dass mit Assimilation etwas Alltägliches und Universelles bezeichnet wird, etwas also, dass auch als *Anähnlichung* verstanden werden kann, dann bleibt noch immer offen, an was oder wen die *Anähnlichung* stattzufinden habe. Aktuelle oder potenzielle Ähnlichkeit (wohin soll ich mich bewegen?) muss erkannt werden. Esser geht hier unisono mit anderen Verteidigern von Assimilationskonzepten davon aus, „dass es in der Tat doch weiter gewisse institutionelle und kulturelle *Kerne* gebe“ (2003: 6) und sich Assimilation zum

Teil an diesen ‚Kernen‘ ausrichten könne. Er bleibt jedoch in seinen Ausführungen unbestimmt. In Verlängerung seiner territorialen Verkopplung scheint er weiterhin von flächenhaft abgrenzbaren und erkennbaren Systemen auszugehen. Dass dieses Argument problematisch sein könnte, ist bereits an seinen eigenen sprachlichen Windungen zu erkennen (zum Beispiel Wörter wie ‚gewisse‘, Verwendung von Konjunktivformen und Anführungszeichen). Im Ergebnis führt Esser einen sowohl für seine eigene Theorie als auch einen allgemein sozialontologisch unhaltbaren Essenzialismus ein und dies an einer Stelle wo mehr Präzision erforderlich wäre. So ist es unmöglich, die Kerne dauerhaft und beobachtungsunabhängig zu definieren. Auch Esser versucht es wohlwissentlich nicht. Essers „gewisse institutionelle und kulturelle *Kerne*“ sind zu ungenau, zu unstrukturiert, als dass Individuen sich daran anpassen könnten. Gefordert ist also ein genauerer Strukturbegriff.

Die Systemtheorie entfaltet diesen Strukturbegriff als Erwartungsstruktur. Zur Verdeutlichung: Wenn Ego auf Alter trifft und ihn wahrnimmt, dann wird dieser zu Ego Alter. Alter wahrzunehmen, bezieht sich sofort auf Ego selbst. Dem Problem der doppelten Kontingenz begegnen Ego und Alter mit Erfahrung und Verstand. Sie errahen, was sie in dieser Interaktion zu tun haben, weil es meistens Minimalstrukturen gibt, welche die weitere Kommunikation vorsteuern. Auf der Straße wird Ego den ihm eventuell unbekannten Alter passieren lassen. Zückt Alter eine Waffe wird Ego eventuell sein Geld zücken. Kurzum, feine Kennzeichnungen beziehungsweise erste Kommunikationen sorgen für Anschlusskommunikation. Die Ego-Alter-Figuration macht zudem deutlich, dass die Struktur nicht nur aus Erwartungen besteht, sondern es sich stets um Erwartungen *von* Erwartungen handelt. Ego *unterstellt* Alter Erwartungen und richtet seine Handlungen daran aus – erwartungsgemäß oder irritierend. Strukturen stabilisieren Situationen, weil sie Selektionen beeinflussen. Sie können sich durch Performanz, Routinen oder Regelmäßigkeiten verfestigen, sind aber prinzipiell offen für Lernprozesse. Wenn Ego partizipieren will, dann empfiehlt sich eine situationsspezifische Anpassung an die Erwartungsstrukturen. Strukturen sind also keine Substanz, sondern kommunikativ beziehungsweise sozial hergestellte Strukturen (vgl. Luhmann 1991 [1984]: 182ff.). Assimilation, ohnehin nicht viel mehr als Anähnlichung bedeutend, kann nun im Einklang mit den Ausführungen zu Erwartungsstrukturen auch als *komplementäre Kommunikation* verstanden werden, denn Erwartungsstrukturen sind prinzipiell kontingent. Allerdings wird das Kontingenzproblem durch die Verfestigung von Erwartungen in den Funktionssystemen der Gesellschaft weitgehend ausgeblendet, weil sich die Codes der Funktionssysteme als unhintergebar präsentieren. Weil die Funktionssysteme zudem nicht auf bestimmte Individuen angewiesen sind, ist die Frage der komplementären Kommunikation auch weitgehend vorentschieden und die Anähnlichungsleistung ist seitens der Individuen zu erbringen. Diese empirische Verfestigungsbeobachtung – wir diskutieren nur selten über die Frage, ob es

richtig ist, den Tankstellenpächter für das abgezapfte Benzin zu bezahlen –, darf indes nicht über das grundsätzliche Komplementaritätsargument hinwegtäuschen.

Vor dem Hintergrund des Gesagten wird nun weiter verständlich, weshalb die Schwierigkeiten mit dem Integrationsbegriff – dem zweiten großen Begriff der Migrationsforschung – größer werden. Lange Zeit konnte die Migrationsforschung den Integrationsbegriff hinreichend präzise benutzen, weil sie den Nationalstaat als das umfassende soziale System begriff und die Integration seiner Mitglieder (samt Migranten) an ihm bestimmte – typischerweise in der Ungleichheitsdiskussion. Der Integrationsbegriff war auch deshalb vergleichsweise treffend, weil durch Integrationsprozesse in den Nationalstaat hinein zugleich eine Reduktion von Freiheitsgraden erfolgte. Nun ist die Kopplung von Recht und Politik in Form des Nationalstaates zwar zu einer ubiquitären Form geworden, doch viele andere Funktionssysteme treten zunehmend aus dem nationalen Kontext heraus oder sind nur noch lose mit ihm verbunden. Die Theorie der Weltgesellschaft und ihr polykontexturaler Gesellschaftsentwurf lassen den Nationalstaat als einzigen Integrationshorizont zunehmend dubioser werden. Es stellt sich die Frage, ob nicht besser auf die Beobachtung von Inklusion in Funktionssysteme umgestellt werden sollte. Die Inklusion in nationale Rechtssysteme ist dann eine Inklusionssituation neben anderen. Das Wegfallen von eindeutigen ‚Kernen‘ beziehungsweise das Zerbröseln der nationalen Klammer wird schließlich auch in der öffentlichen Semantik mit einiger Verstörung registriert. So ist in der Öffentlichkeit praktisch kein Konsens mehr darüber herzustellen, was denn zum Beispiel Deutsch sein beinhalten könnte. Bereits die Versuche der Konsensfindung sehen sich heftigen Gegenkritiken ausgesetzt, bevor inhaltliche Diskussionen über nationale Literatur- und Bildungskanons überhaupt begonnen haben. Weite Bereiche der Lebensführung (Religion, Sexualität, Partnerschaft etc.) werden von den Funktionsbereichen bereits der Privatsphäre überlassen und eventuelle Eingriffe in diese Sphäre werden mit Empörung wahrgenommen.

Jetzt wird deutlich, weshalb Normativität und Theorie zu eng miteinander verbunden sind: Es muss immer erst eine Einheit für den Integrationsbegriff bestimmt werden, ehe Integration untersucht werden kann und diese Einheitsbestimmung kann nur normativ sein. Sie bleibt auch dann normativ, wenn nicht der Nationalstaat als Integrationsrahmen übernommen wird, sondern, wie in der Segregationsforschung üblich, Städte als Bezugsrahmen ausgewählt werden. Als Reflexionstheorien politischen Handelns mögen diese Forschungen wichtig sein, doch wenn sie die politischen Setzungen als ersten Baustein für die Theoriebildung verwenden, dann machen sie sich zum Angriffsziel der heute üblichen radikalisierten Kritiken. Dieses Problem ist der Migrationsforschung keineswegs verschlossen geblieben, doch statt sich der radikalen Kritik zu stellen, behalf man sich eingangs jeder Studie mit ausführlichen Bestimmungen, was nun unter Integration zu verstehen sei und welche Relevanzsysteme zu gelten haben. Mit hohem argumentativen Aufwand pendelte die Diskussion zwischen politischen Definitionen und migranten Relevanzsystemen (ein Beispiel für viele: Božić 2000).



Wenn die wissenschaftlichen Bemühungen zur Schärfung des Integrationsbegriffes parallel zur öffentlichen Aushandlung von Integration verlaufen, dann bringt sich die Wissenschaft selbst um die Möglichkeit von interessanten Einblicken in das Thema. Versteht man hingegen *Integration als Reduktion von Freiheitsgraden*, dann können verschiedene Diskussionsbereiche erhellt werden. Ein so verstandener Integrationsbegriff ist per se weder positiv noch negativ zu verstehen, sondern changiert auf einer stets auszuhandelnden Werteskala. Er entfaltet seine ganze Kraft erst mit bestimmten Wertpostulaten in der modernen Gesellschaft. Kombiniert man ihn also mit dem Recht auf Gleichheit und dem persönlichen Recht auf freie Entfaltung, dann erkennt man, dass es zunächst nur um potenzielle Partizipationsmöglichkeiten geht, nicht aber um die tatsächliche Teilnahme. Eine professorale Liebe zum Elfenbeinturm wird in der Integrationsdebatte daher auch selten erwähnt, weil man hier eine Entfaltung vermutet, obwohl der Professor sonst fast nicht an Kommunikation teilnimmt. In der öffentlichen Diskussion empört also nicht die Frage der Integration, sondern die Frage, ob das Recht auf freie Entfaltung nicht systematisch versperrt wird. Oder sie entzündet sich an der Frage, ob bestimmten Gruppen den sozialen Sicherungssystemen besonders oft zu Last fallen. Die Wissenschaft kann als Beobachter Erkenntnisse zur Verfügung stellen, kann also belegen, ob die Rechte verletzt werden oder nicht. Sie kann also fragen, ob die sozial bestimmten Werte eingehalten werden oder nicht. Dabei hat sie keine privilegierte Stellung, wenn es um das Vorschreiben bestimmter Werte und Normen für andere geht. Sie gerät aber gelegentlich ins Kreuzfeuer der Kritik, wenn sie mit implizit universalen Normvorstellungen Forschung betreibt. Die Werte in der modernen Gesellschaft etablieren sich über die Funktionssysteme und diese haben Resistenzen gegenüber abweichenden Vorstellungen eingerichtet. Allein ihr Code zählt, um Anschluss herzustellen. In der Öffentlichkeit wird also vor allem um das Recht der freien Entfaltung gestritten. Und dies zunächst entlang der Frage, was als privat und was als öffentlich gilt. Dabei werden sowohl die Privatsphäre als auch die öffentliche Sphäre in der Öffentlichkeit ausgehandelt. Fällt etwas in den öffentlichen Bereich, dann ist mehrheitlich die Politik gefragt. Ein Beispiel aus der Migrationsdiskussion: Während in den USA Migranten mit zwei oder mehr Jobs als (wirtschaftlich) integriert gelten und es in ihren *privaten* Entscheidungsbereich fällt, ob sie die Jobs annehmen oder nicht, erregt eine solche Situation in Deutschland Unmut in der *Öffentlichkeit* und fordert die Politik zur Gesetzgebung heraus, da die Migrantin oder der Migrant nicht als integriert gelten, sondern Verdacht auf Ausbeutung besteht, oder genauer das Recht auf freie Entfaltung zur Diskussion steht. Aber dies geschieht letztendlich alles im politisch-verfassungsrechtlichen Rahmen. Nun mag man zu Recht einwenden, dass Integrationsfragen auch als Anpassungsfragen diskutiert werden, dass also darüber gestritten wird, ob ein Kopftuch getragen werden darf oder nicht, doch die individuellen Folgen in einer Gesellschaft, die sich Freiheit und Gleichheit auf die Fahnen schreibt, haben ihre Eindeutigkeit verloren. Die fortschreitende funktionale Differenzierung lässt die

normative Komponente des Integrationsbegriffes immer deutlicher zu Tage treten:

„Ein normativer, Integration fordernder oder doch gutheißender Begriff muß jedoch in Gesellschaften, die komplexer werden, auf zunehmenden Widerstand stoßen. Wenn man ihn beibehält, sieht man sich zu paradoxen oder tautologischen, selbstimplikativen Formulierungen gezwungen. Die Kommunikation des Gebots (und wie anders sollte es Realität werden?) wird mehr ‚Neins‘ als ‚Jas‘ auslösen, so daß die Hoffnung auf Integration schließlich zu einer Ablehnung der Gesellschaft führt in der man lebt. Und dann?“ (Luhmann 1998b: 603)

Ist damit nicht ein Teil des Dilemmas um die öffentliche Integrations- oder besser Anpassungsdebatte angesprochen? Eine Debatte, die ständig neue und doch nur situative Begriffsdefinitionen von Integration hervorbringt, aber diese nie durchsetzen kann? Und obwohl er, mal in Worten, mal in Taten, abgelehnt wird, funktioniert Gesellschaft weiterhin. Daher sollte Integration allein als eine Reduktion von Freiheitsgraden verstanden werden. Eventuelle migrante Probleme sind damit nicht aus der Welt, denn ganz allgemein ist zu beobachten, dass nicht alle Menschen sich entfalten können, dass ihre Wahlmöglichkeiten eingeschränkt sind und sie fortwährend vom Ausschluss bedroht sind.

## **Inklusion|Exklusion, Lebenslauf und strukturelle Kopplungen**

Aufgrund der Schwierigkeiten mit dem Integrationsbegriff empfiehlt es sich ihn an den Rand der Betrachtung zu drängen. Stattdessen wird auf das Begriffspaar Inklusion|Exklusion umgestellt. Lockwoods namentliche Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration schimmert hier wieder durch. Der Prozess der Systemintegration wurde bereits durch die Vorstellung der gesellschaftlichen Differenzierungsformen geschärft. Inklusion|Exklusion zielt nun darauf ab, den Begriff der Sozialintegration neu zu justieren. Inklusion bezeichnet zunächst nicht viel mehr als die Fähigkeit oder Chance von Individuen, an der je spezifischen Kommunikation von sozialen Systemen teilzunehmen, von ihnen also inkludiert zu werden. Inklusion|Exklusion ist demnach eine allgemeine Form, mit der innerhalb aller gesellschaftlichen Differenzierungen die Inanspruchnahme von Individuen erfasst werden kann. Die Innenseite der Form, also die Inklusion, welche die Berücksichtigung von Individuen bezeichnet, ist ohne die Exklusionsmöglichkeit allerdings nicht vorzustellen. Die Inklusionssituation geht mit einer Platzzuweisung einher, in dessen Rahmen Personen erwartungskomplementär handeln können (Luhmann 1998b: 621). Körper werden im Moment der Inklusion zu Personen. Personen sind dann als kommunikative Strukturen zu verstehen, die Quelle und Ziel von Kommunikationen sein können. Sie werden zu Adressaten für die Weiterführung von Kommunikation. Sie können angesprochen werden und Eigenschaften, Kommunikationen sowie Handlungen können

ihnen zugerechnet werden. Im Anschluss an das Primat der funktionalen Differenzierung muss darauf hingewiesen werden, dass speziell die Inklusion in die Funktionssysteme bedeutsam ist und die Inklusionsregelung den Funktionssystemen weitestgehend selbst überlassen wird. In Bezug auf Nationalgesellschaften kann nun konterkariert werden, dass es eben nicht die Nationalgesellschaften sind, die Arbeitsplätze vergeben, Kranke behandeln, Kinder erziehen, Geld verleihen oder religiösen Sinn stiften, sondern die Funktionssysteme der Weltgesellschaft.

Während es in stratifizierten Gesellschaften möglich war, die soziale Differenzierung direkt an standesgemäß gekleideten Personen abzulesen, ist dies in der modernen Gesellschaft nicht mehr problemlos möglich. Unterschiede werden daher *gerade* in der modernen Gesellschaft zu ‚feinen Unterschieden‘ (Bourdieu 1987 [1979]). Die Polykontextualität der modernen Gesellschaft bringt es mit sich, dass Personen nicht mehr direkt und konkret platziert werden können. Zugleich bedeutet dies aber auch, dass die Funktionssysteme unter Legitimationsdruck geraten, wenn sie Personen exkludieren, die eigentlich die Kommunikationsfähigkeit zur Teilnahme mitbringen. Dieser Wandel der Inklusionsmechanismen erfährt mit der Semantik von Freiheit und Gleichheit das entsprechende Korrelat der sozialen Selbstbeschreibung. Mit Gleichheit wird das Fehlen von vorentscheidenden Diskriminierungen bezeichnet und mit Freiheit darauf hingewiesen, dass zur Anbahnung von sozialen Kontakten individuelle Entscheidungen nötig sind. Persönlichkeitsbildung findet also in einer Determinationslücke statt. Diese Veränderungen lassen sich in den Selbstbeschreibungen der Systeme ablesen. Die Monopolisierung der Funktionssysteme für eine Aufgabe führt dazu, dass Individuen im Angesicht dieser Aufgabe gleich sind und von einem Inklusionsuniversalismus gesprochen werden kann. Erst durch diesen Wandel werden Abweichungen von den Selbstbeschreibungen als Probleme in der Gesellschaft thematisiert und Freiheit und Gleichheit überhaupt zu einem einklagbaren Phänomen. Die Diskriminierung von Frauen, Rassismus gegenüber Farbigen, Geldzahlungen in der Politik, Rechtsbeugung im Gericht, Lügen in der Wissenschaft usw. werden zu Phänomenen, die von den Selbstbeschreibungen der Systeme nicht erfasst werden (zum Beispiel Recht: Recht|Unrecht; Politik: Regierung|Opposition; Wirtschaft: Zahlen|Nicht-Zahlen; Wissenschaft: Wahrheit|Unwahrheit etc.). Sollte die Entscheidung über Inklusion|Exklusion dennoch darauf aufbauen, macht sich Empörung breit und die Vorwürfe lauten auf Diskriminierung, Rassismus, Korruption, Vetternwirtschaft, Betrug usw. Es ist also wichtig zu sehen, dass mit der Rede von einem Inklusionsuniversalismus an keiner Stelle eine ideale Welt postuliert wird. Es ist eine Binsenweisheit, dass davon Abweichungen existieren. Besonders die phänomenologische Literatur ist zu Recht voll davon. Es ist noch nicht einmal gesagt, dass die Gesellschaft eine bessere wäre, wenn die idealen Selbstbeschreibungen realisiert werden, denn quantitativ-expansive Inklusionen sind bisweilen nur um den Preis der Qualitätsminderung zu haben (vgl. Schimank 2005). Es ist auch nicht gesagt, dass alle inkludiert



werden können. Dies vor allem deshalb nicht, weil es Organisationen sind, die letztendlich und meistens hierfür zuständig sind. Organisationen selbst basieren auf formalen Mitgliedschaften und die Plätze in Organisationen sind begrenzt.

Der Inklusionsuniversalismus wird begleitet von einem individuellen Exklusionspartikularismus. Dies macht auf die Gefahren von individuellen Exklusionsverkettenungen aufmerksam. Wer als Migrant zum Beispiel kein anerkanntes Abschlusszeugnis hat, wird Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Wer kein Einkommen hat, wird eventuell kein Bankkonto führen können, wird keine Wohnung finden und vielleicht auch keine stabilen Intimbeziehungen mehr haben etc. Damit werden keine Automatismen, sondern nur mögliche Problemverkettenungen beschrieben. Ersichtlich wird, dass die Exklusion viel stärker integriert als die Inklusion, weil Personen in ihren Selektionsmöglichkeiten eingeschränkt werden und am Ende der Exklusionskette kaum mehr freie Entscheidungen treffen können (Luhmann 1998b: 631). Im Extremfall geht das so weit, dass Individuen von bestimmten sozialen Systemen nicht mehr als Personen betrachtet werden, also gar nicht mehr als der Kommunikation zugängliche Artefakte, sondern nur noch als Körper beschrieben werden, wie es etwa bei Außenbeschreibungen von Slums oder Favelas zu registrieren ist.

Inklusion setzt also stets Adressierbarkeit voraus. Um von den Funktionssystemen partiell in Anspruch genommen zu werden, müssen die Personen als geeignet erkannt werden. Dies geschieht zunehmend durch die Beobachtung der Biografie oder genauer durch eine Temporalisierung von Person im Sinne einer Karriere. Die Gründe hierfür sind Vereinfachung und Handhabbarkeit. Weil die Karriere an Bedeutung zur Realisierung von Inklusionschancen gewinnt, werden bereits die ersten biografischen Etappen relevant. Dies ist beispielsweise an den Anstrengungen für den eigenen Nachwuchs zu erkennen. Gekämpft wird um einen guten Kindergarten, der im Extremfall die Hinführung zu einem Studienplatz an einer Eliteuniversität verspricht. Die Karrierestationen bilden in der Zukunft die Vergangenheit, an der sich die Gegenwart orientieren wird, um über die weitere Karriere (Inklusion) zu entscheiden. Konzeptionalisiert man Personen als kommunikatives Artefakt, an deren Körper, Namen oder Aussehen die soziale Position nicht mehr problemlos abzulesen ist, dann wird verständlich, warum es ein archetypisches Moment der Moderne ist, dass eine Person nicht genau weiß, wer sie eigentlich ist, sich permanent zusammenhalten und ihre Identität stets aufs Neue testen, bestätigen oder verwerfen muss (vgl. Hall in: Chen 2000 [1992]: 16).

Wenn die Funktionssysteme die Inklusion regeln, also auch Migranten stets nur situativ teilkliedert werden, dann lässt sich die Beobachtung von transnationalen Migrationsbiografien in diese Theorie einschreiben. Speziell die Zunahme transnationaler Beobachtungen verweist auf zwei empirisch entscheidbare Fragen. *Erstens* wird ein räumliches Auseinanderfallen von Inklusionssituationen behauptet. Im Anschluss an Verbreitungsmedien und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien schließen sich assimilative Handlungen an einem Ort

nicht kategorisch mit assimilativen Handlungen an einem anderen Ort aus, die Unterscheidung hier|dort muss für jede Situation einzeln bewertet werden. Die Raumdimension wird unter Umständen sogar wichtiger, um die eigene Lebenswelt beschreiben zu können. Diese erste Frage kann getestet werden, verfängt sich aber unter Umständen in quantitativen Argumenten und tendiert dazu, die Gründe für das Auseinanderfallen etwas zu vernachlässigen. Damit rückt die *zweite* Frage in den Blickpunkt des Interesses: Die Rekonstruktion von Migrationsbiografien sollte Rückschlüsse auf die Strukturentwicklungen von sozialen Systemen ermöglichen, zumal die Migrationsverläufe erheblich davon abhängen (Bommes 2002a: 229). Die von den Transnationalisten aufgeworfene Frage lautet letztendlich, ob die Strukturentwicklungen so verlaufen, dass die Inklusionsmechanismen immer weniger von nationalen Vorgaben und territorialen Kopplungen abhängen.

Daran schließt sich zuletzt die Frage der strukturellen Kopplung von Funktionssystemen an, die hier kurz skizziert werden soll und im empirischen Teil stets fallbezogen aufgegriffen wird. Während oben die Autopoiesis und Autonomie der Systeme in den Vordergrund gestellt wurden und die Exklusionsverkettenungen nur vage ihren Zusammenhang andeuteten, verweist der Begriff der strukturellen Kopplung explizit darauf, dass faktisch alle Funktionssysteme miteinander verbunden sind und so in der Gesellschaft gehalten werden (Luhmann 1998b: 779). Strukturelle Kopplung nimmt in den Blick, dass zum Beispiel Politik und Wirtschaft über Steuern und Abgaben gekoppelt sind, Recht und Politik über die Verfassung, Recht und Wirtschaft über Vertrag und Eigentum, Wissenschaft und Erziehung über Universitäten, Politik und Wissenschaft über Expertenwissen sowie Erziehung und Wirtschaft (als Beschäftigungssystem) über Zeugnisse und Zertifikate (vgl. Luhmann 1998b: 781ff.). Diese Kopplungen sind keineswegs genuiner Gegenstand der Arbeit, rücken aber indirekt immer wieder in das Blickfeld. Ein Beispiel zur Illustration: Migrantinnen aus der zweiten Generation ist der Zugang zu deutschen Universitäten gelegentlich ebenso versperrt wie Deutschen. Die Bildungsorganisation Universität nimmt bestimmte Personen nicht auf, weil die Abiturnote nicht den fachinternen Numerus clausus erreicht oder weil das Fachabitur prinzipiell nicht zu einem Studium an der Universität berechtigt. Aus welchen Gründen auch immer der Abschluss zustande kam, die auswählende Organisation orientiert sich primär am Zeugnis, sodass die weitere Bildungskarriere stark eingeschränkt wird. Die kroatische Universität, konkret die Universität Zagrebs, kennt andere Eingangsregelungen. So gibt es im entsprechenden Fach vielleicht keinen Numerus clausus und auch Fachabiturienten werden meist zum Studium zugelassen. Diese differenten Eingangshürden ermöglichen die Fortsetzung von Bildungskarrieren, die in Deutschland verschlossen sind. Es sind diese Inklusionsofferten, die zum Beispiel Vertreter aus der zweiten Generation zum Umzug nach Kroatien anregen. Zu erkennen ist die Abhängigkeit von hochselektiven und hochspezialisierten Kommunikationschancen, die zur Migration animieren. Die volkswirtschaftlich weiter angespannte

Lage Kroatiens, die ihren Ausdruck auch in hohen Arbeitslosenquoten findet, ist für sie nur von bedingtem Interesse – mit den Transferleistungen der Eltern profitieren sie sogar von dem Wohlstandsgefälle. Die Wanderung an sich ist Ausdruck an einem zunächst systemspezifischen Anpassungsinteresse an die Organisation Universität. Keine Aussage wird dabei gemacht, ob zum Beispiel auch die Bereitschaft besteht, kroatische Medien zu konsumieren, sich in das ökonomische oder gesundheitliche System zu inkludieren. Speziell auf die Möglichkeit sich zum Beispiel nicht in das Gesundheitssystem zu inkludieren, sondern weiterhin vom deutschen System inkludiert zu werden, weist die transnationale Perspektive hin. Umgekehrt nimmt die Universität keinen Einfluss auf außeruniversitäre Verhaltensweisen von ihren Studierenden, es käme einem Skandal oder einer selbst gewählten wissenschaftlichen Disqualifizierung gleich, wenn sie ihren Studierenden Vorschriften bezüglich ihrer Intimbeziehungen machen würde, religiöse Vorschriften oder ähnliches erließe.

Das Zurückweisen holistischer Gesellschaftsbegriffe führt umgekehrt vor Augen, dass Migration als der Versuch verstanden werden kann, durch räumliche Mobilität Inklusionschancen in sozialen Systemen (meist Funktionssysteme) an bestimmten geografischen Orten zu erhöhen und zu realisieren. Die Theorie hält zur Beobachtung der Strukturentwicklungen an und damit verbunden zur Beobachtung von Migrationsbiografien. Strukturen werden stets als situations- und damit inklusionsspezifische Erwartungsstrukturen verstanden. Mit diesem starken Strukturbegriff soll nun eine explizite Hinwendung zur Frage der Identität, oder besser der Identifikation erfolgen.

## **Identitäten, Identifikation und Hybridität**

Man könnte nun in der angelegten Spur bleiben und dann streng argumentieren, dass es sich bei Identifikationsprozessen stets um wechselseitige Adressierungen handelt. Dazu würde auch gehören, die Kontingenz solcher Prozesse in der sozialen Determinationslücke zu beschreiben. Das ist alles wichtig und wird bei der Analyse auch so betrachtet, doch weil ein großer Teil der Migrationsforschung davon leicht abweichende Wege begangen hat, soll auch hier ein Schlenker eingebaut werden.

Es bedarf keiner ausführlichen Lektüre von Migrationsforschungen, um zu erkennen, dass Migration und Identität seit Beginn der Forschungen zusammengehören. Migration und Identität werden bei den unterschiedlichsten Anlässen parallelisiert. Alfred Grossers Festvortrag anlässlich der Eröffnung des DFG-Graduiertenkollegs am IMIS im Jahr 1996 zeigt dies exemplarisch: „Ich lebe mit Fragen, mit denen hoffentlich jeder von Ihnen lebt. Sie lauten: Wer bin ich? Wer sind wir? Wer, was ist eigentlich das ‚Wir‘? Wer sagt, was die anderen sind? Wer sind die, die sagen, was ich sei? Oder – schon ein Bibelzitat: Wer sagt Ihr, daß ich sei?“ (Grosser 1996: 11). Eine zarte Liaison, die in der Transnationalismusforschung zu einer verehrten Beziehung heranreife: „Transnationalism and



identity are concepts that inherently call for juxtaposition. This is so because [...] many peoples' transnational networks are grounded upon the perception that they share some form of common identity, often based upon a place of origin and the cultural and linguistic traits associated with it" (Vertovec 2001: 573).

Forschungsprogramme aus Festreden und Gemeinplätzen abzuleiten, ist aber ein gefährliches Unterfangen, sodass *erstens* geklärt werden muss, warum sich auch diese Arbeit mit Fragen von Identität, Identifikation und Hybridität beschäftigt und *zweitens*, welche Erkenntnisse davon zu erwarten sind. Ohne große Mühen könnte die *erste Frage* disziplinpolitisch beantwortet werden und sich vor allem über einen zeitlich schmalen Ausschnitt plausibilisieren. Die erste geographische Euphorie über den ‚cultural turn‘ mag abklingen, doch noch immer scheint das Mitschwimmen in diesem Teilstrom möglich.<sup>50</sup> Eine solche erste Begründung sichert zwar die Anschlussfähigkeit (Diskussionsforen) und Abnahmebereitschaft (Rezeption und Karriere) der Arbeit, litte aber fortan unter diesem Konjunkturcharakter und müsste sich stets anhören, dass die theoretischen Implikationen des ‚cultural turns‘ so neu nicht seien und in einem anderen Strom bereits durch die Disziplinen geschossen wären.<sup>51</sup> Die *zweite Frage* könnte mit Blick auf aktuelle Stichworte zur Gesellschaftsdiagnose beantwortet werden. Gesellschaftsdiagnostik im Kontext von Identität läuft allerdings immer Gefahr, dass sie sich zu sehr auf die Selbstbeschreibungssemantiken von migranten Personen stützt und verlässt. Zwar winkt hier ein Gewinn an Kritikfähigkeit, doch dieser ist oft nur eine Täuschung, der sich aus der Verstärkung von zuvor ungehörten Minderheitenstimmen speist. Die eigene und eigentliche Kritikfähigkeit, also die Fähigkeit anders zu unterscheiden als gewöhnlich unterschieden wird, wird allein durch die Zuwendung zu bestimmten Sprechern nicht garantiert.

Diese beiden Antworten führen offensichtlich nicht weiter, denn noch immer steht eine Antwort auf die Frage aus, was wissenschaftlich von der Thematisierung von Identität zu erwarten ist und wie sich das Themenfeld zu den oben skizzierten Strukturbedingungen der Weltgesellschaft verhält. Zunächst kann hier ganz einfach angenommen werden, dass Identitäten als Indikatoren des Wandels anzusehen sind (vgl. Hall 2000 [1992]: 181; Boeckler/Lindner 2000: 105). Die prinzipielle Möglichkeit des Wandels verweist zwar bereits auf den Konstruktionscharakter von Identität, doch noch verhartet dieser Gedanke in dem konzeptionellen Rahmen von Migration als Wechsel von einer Gesellschaft in eine andere. So lässt zum Beispiel Esser (1980) in seiner Eingliederungstheorie eine

50 „In the present conjuncture, many human geographers have become swept up by currents loosely referred to as poststructuralist, deconstructive, or postmodern; currents which braid in innumerable ways with others within critical human geography such as Marxism, feminism, and postcolonialism“ (Doel 1999: 1). Identitäten zu dekonstruieren gehört zum festen Repertoire dieser Richtung.

51 Vgl. zum Beispiel die Phänomenologie in den 1970er Jahren, die sich ihrerseits auf noch frühere Arbeiten bezog (Schütz 1971).

Gradierung bei der identifikativ-emotionalen Assimilation zu, doch die findet eben auf einer Gleitschiene von der einen zur anderen Gesellschaft statt.

Der hier verwendete Identitätsbegriff schließt an die sogenannten Dezentrierungen des Subjektes an und wird vor allem als Gegenkonzept zum soziologischen Rollenbegriff verstanden (vgl. Stäheli 2000: 50). Die Dezentrierung des Subjektes rückt sowohl differenztheoretische Überlegungen als auch die Frage der Beobachtersposition in den Mittelpunkt. Und erst wenn dies voll entwickelt ist, kann einleuchtend beschrieben werden, vor welchen Schwierigkeiten Migranten stehen, wenn sie sich selbst beschreiben und adressabel machen wollen. In einer ersten Annäherung soll festgehalten werden, dass Identität eine Beschreibungsform von Personen ist: „Identität“ steht in unserem Verhältnis für das Bedürfnis, gegenüber biographisch wie aktuell heterogenen Lebensverhältnissen und Verhaltensumständen die Kontinuität der je eigenen Lebensgeschichte sowie eine sinnhafte Integrierbarkeit der aktuellen Lebenspraxis zu behaupten“ (Bommes/Scherr 1991: 295). Von Personen, das sei in Erinnerung gerufen, ist in der Systemtheorie die Rede, weil der Kommunikationsprozess in der Lage ist, externe Referenzen zu ‚personifizieren‘ (Luhmann 1998b: 106). Sozialer Wandel kann sodann über die semantischen Veränderungen individueller Selbstbeschreibungen erschlossen werden. Andersherum können die Selbstbeschreibungen und die individuellen Motive aber nicht gesellschaftliche Differenzierung ursächlich erklären. Diese Wendungen machen Individuen nicht unter der Hand unwichtiger. Sie sind es, die die Kommunikation irritieren können, aber ihre Motive können eben nicht eindeutig auf soziale Differenzierung einwirken.

## Identität, Identifikation und Beobachtung

Identität ist kontingent und bildet sich komplementär zu Erwartungsstrukturen. Wenn dies so akzeptiert wird, dann kann eine historische Revue verdeutlichen, dass die unterschiedlichen theoretischen Fassungen von Identität nicht allein theoretische Novitäten sind, sondern zu einem erheblichen Teil als Reaktion auf sich verändernde Differenzierungsformen zu verstehen sind. Der Begriff Individuum und seine Beschränkung auf den Menschen datiert auf das 17. und 18. Jahrhundert. In-Dividualität – Un-Teilbarkeit – bedeutete zunächst, dass eine Person *dieselben* Personenmerkmale in *verschiedene* Situationen hineinträgt und somit eine Berechenbarkeit garantiert. Zweifelsohne wird es eine Individualität von psychischen Systemen immer gegeben haben. Ein Gehirn, einen Körper gab es immer nur einmal. Doch erst in der Neuzeit wird Individualität so institutionalisiert, dass Individuumsein nicht nur erlaubt, sondern gefordert wird. Aus der wörtlichen Bedeutung von Individuum im Sinne von Unteilbarkeit wird die moderne Bedeutung von Einzigartigkeit (Luhmann 1998b: 1016f.). Überraschend hierbei ist, „daß diese Individualisierung auf die Ebene der wechselseitigen Wahrnehmung durchschlägt und hier gegen alle Evidenz durchgehalten werden muß“, denn *gleich* sind Individuen nun einmal nicht (ebd.: 1018).

Bemerkenswert ist also die erfolgreiche Rede von menschlicher Gleichheit und Freiheit, welche die Umstellung von der stratifikatorischen auf die funktionale Differenzierung begleitet. Und zwar auch dann, wenn Freiheit und Gleichheit in der Empirie nicht so zu finden sind, wie die Rede es vorgaukelt. Weil aber die Gesellschaft keine festen Plätze mehr zuweisen kann und Ungleichheiten nicht mehr vorgeschrieben sind, muss „die Ungleichheit jetzt durch Manipulation von Unterscheidungssymbolen erarbeitet werden und setzt deshalb laufend reaktivierte Aufmerksamkeit voraus“ (ebd.). Die stratifikatorische Leitdifferenz oben/unten wird bei Personen mit der Differenz innen/außen ersetzt. Da die Forderung nach einzigartiger Individualität jedoch psychisch Unmögliches verlangt, kommt es zu einem Kopieren von Individualitätsmustern. Der Entstehungskontext von moderner Identität ist also der Übergang von einer Ständegesellschaft zu einer modernen Gesellschaft und die „merkwürdige Figur des Subjektes scheint diese Kluft zwischen dem ‚nicht mehr‘ und dem ‚was nun?‘ zu überbrücken“ (ebd.: 1024). Auch die psychosemiotische Argumentation weist darauf hin, dass imaginäre Phantasmen (zum Beispiel die imaginäre Gemeinschaft Nation) die paradoxe Funktion haben, eine notwendige Lücke in der symbolischen Ordnung zu schließen, indem sie diese artikulieren (Bronfen/Marius 1997b: 2).

Beachtenswert sind die Parallelen von Individualität und Nationalität bezüglich sich wandelnder Differenzierungsformen. Individualität gewinnt als Selbstbeschreibungsförm an Bedeutung, sobald die stratifikatorisch-ständische Differenzierung sich auflöst. Die Standeszugehörigkeit verliert rapide an Bedeutung und verschafft immer seltener Seinsgewissheit. Analog zum Hineingeborensein in einen Stand konnte lange Zeit die Zugehörigkeit zu einer Nation verstanden werden. Zwar ist nationale Differenzierung als eine segmentäre und sekundäre Differenzierung des politischen Systems zu verstehen und nicht wie die ständische Differenzierung als eine stratifikatorische und primäre Leitdifferenz, doch sowohl die Stände als auch die nationale Zugehörigkeit gewährten vielfach eine nicht weiter zu hinterfragende Seinsgewissheit. Nichts anderes ist gemeint, wenn Anderson auf die formale Universalität von Nationalität als soziokulturelles Konzept hinweist: „in the modern world everyone can, should will ‚have‘ a nationality, as he or she ‚has‘ a gender“ (2003 [1983]: 5). Die Mitgliedschaft qua Geburt in Stand oder Nation führt zu *semantischen* Schwierigkeiten, wenn eine Person verschiedenen Ständen oder Nationen angehören sollte, doch die Doppelzugehörigkeit zu natürlich imaginierten Einheiten verstört eben nur die Semantik, weil Stände, Nationen und alle anderen sozialen Systeme aus Kommunikation und nicht aus Körpern bestehen. Bei den durch Mehrfachmitgliedschaften ausgelösten Irritationen kann es sich also nicht um essenzielle Probleme eines Körpers handeln. Die Mehrfachzugehörigkeiten zerstören auch nicht die Differenzierungsform an sich. Die Irritationen, die Personen auslösen, wenn sie sich beispielsweise als bosnische Franken oder als Deutschkroaten bezeichnen, mögen in Interaktionen problematisch sein, doch für die Inklusion in die meisten Funk-



tionssysteme sind sie es nicht (mehr). Ein Deutschkroate kann, die entsprechende Währung vorausgesetzt, am Marktgeschehen teilnehmen – alles andere würde Empörung über Diskriminierung auslösen. Die mehrfache Mitgliedschaft wird erst zu einem strukturellen Problem, wenn mit einer nationalen Staatsbürgerschaft bestimmte Rechtsansprüche gekoppelt sind oder die nationale Staatsbürgerschaft bestimmte Bekenntnisse abverlangt. Doch genau dies fällt zunehmend auseinander und der Zusammenhang kann nur noch rhetorisch beschworen werden. Die mit einer bestimmten Staatsbürgerschaft verbundenen Rechtsansprüche reduzieren sich vermehrt auf das Recht der politischen Mitbestimmung. Oder anders formuliert: Staatsbürgerschaft reduziert sich zu einer formalen Mitgliedschaftskategorie, die den Zugang zu einem Segment des politischen Systems regelt. Zugegeben, eine Beschreibung mit Hang zum Schönfärben, doch die Richtung wird immer wieder deutlich.<sup>52</sup>

Was hier mit Verve behauptet wurde und sich so nett zu fügen weiß, ist von anderen ausgearbeitet worden. Hall (2000 [1992]) etwa erkennt vereinfachend drei Subjekt- beziehungsweise Identitätskonzeptionen: das Subjekt der Aufklärung, das soziologische Subjekt und das Subjekt der Postmoderne. Zwar verzichtet er auf eine gesellschaftstheoretische Einbettung seiner Gliederung, doch im Kontext der obigen Ausführungen sollten die Gebundenheiten der Konzeptionen deutlich sein. Das Subjekt der Aufklärung kann als ein vollkommen zentriertes und einheitliches Subjekt mit einem essenziellen Zentrum des Ich, das zugleich die Identität einer Person war, umschrieben werden. Es war mit den Fähigkeiten der Vernunft, des Bewusstseins und der Handlungsfähigkeit gerüstet und stand dem Objekt gegenüber. Die Soziologie und hier besonders die symbolischen Interaktionisten modifizierten dieses Konzept durch interaktive Konzeptionen, bei denen Identität dazu diente, die Struktur mit dem Subjekt zu verbinden (ebd.: 181f.). Ebenso behandelte die klassische Theorie und Soziologie des Fremden (zum Beispiel bei Simmel und Park) stets ein intaktes Subjekt (vgl. Lossau 2002: 54). Mit der Umstellung auf den Rollenbegriff trug die Theorie somit der wachsenden Komplexität Rechnung, bewertete die Fragmentierung des Subjekts durch unterschiedliche Rollenanforderungen aber als einen unerwünschten Nebeneffekt von Rollendifferenzierung (Stäheli 2000: 49).

Die große Idee der (postmodernen) Subjektdezentrierung, die heute weite Teile der Diskussion bestimmt, ist laut Hall auf fünf Diskussionsbereiche zurückzuführen: Die *marxistische Diskussion* in den 1960er Jahren um den Strukturalisten Louis Althusser, die in letzter Konsequenz alle Vorstellungen individuellen Handelns verdränge, die *Freud'sche Thematisierung des Unbewussten*, die *linguistische Dezentrierung* im Anschluss an de Saussure, die *Dezentrierung von Foucault* sowie die *feministische Kritik* (Hall 2000 [1992]: 193ff.). Sie alle dekonstruieren die Annahme eines autonom handelnden und selbstidentischen Subjektes. Wie bereits angedeutet darf die wissenschaftliche Reflexion über Theorie-

52 Vgl. dazu die Arbeiten von Hagedorn (2001b; 2001a).

geschichte nicht zu dem Trugschluss führen, es handele sich allein um einen wissenschaftlich-konzeptionellen Wandel. Besonders der bei Luhmann aufgezeigte Wandel von sozialer Differenzierung macht deutlich, dass sich die Anforderungen an das Subjekt geändert haben. Dies ist ein wichtiger Wegweiser, der verständlich werden lässt, was es mit der Rede von einer Krise des Subjektes auf sich haben könnte. Eine Krise, die systemtheoretisch auf die globale Ausbreitung funktionaler Differenzierung zurückzuführen ist und als Krise kenntlich wird, weil die Selbstbeschreibungen sich angestrengt auf diese Differenzierungsform umstellen müssen. Aber die Idee der Krise selbst muss hier in Teilen verworfen werden, weil die Rede von einer Krise die Vorstellung einer vorübergehenden Situation impliziert. Öl-, Finanz- oder Ehekrisen sind Krisen im Sinne des Wortes, also Entscheidungsmomente an Wende- und Höhepunkten von gefährlichen Entwicklungen, die aber alle enden werden. Die Krise des Subjektes und damit ist doch wohl meist die Problematik gemeint, dass man in der Moderne nie so genau weiß, wer man eigentlich ist, ist also maximal eine halbe Krise, weil Personen sich mit diesem Zustand dauerhaft abgeben müssen.

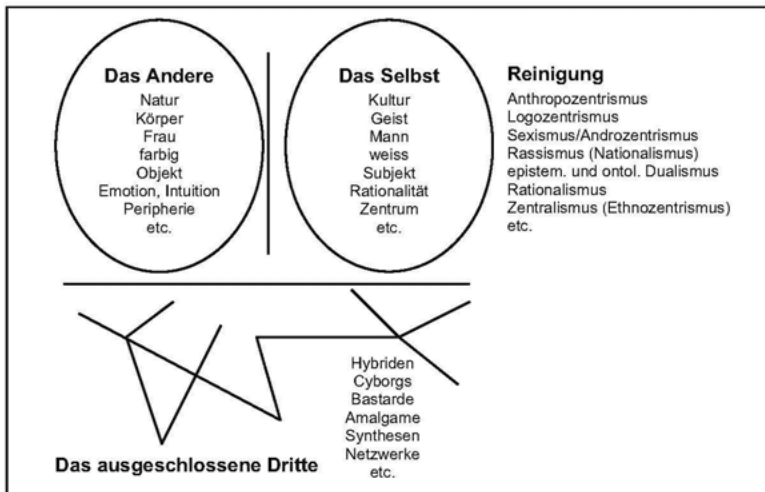
Mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung ist verbunden, dass Individuen nur noch teilinkludiert werden, dass ihre Leistungen also nur selektiv von den Funktionssystemen in Anspruch genommen oder adressiert werden. Die Funktionsgrenzen sind stets an der Kommunikation abzulesen, sodass die Grenzen nun ‚durch das Subjekt‘ selbst hindurch laufen. Die postmoderne Diktion spricht dann von einem Subjekt, dass als ein Bündel von mehreren, sich eventuell auch widersprechenden, Identitäten verstanden werden sollte. Ein hybrides, verknötetes und temporäres Subjekt, das sich in einem permanenten Prozess der Differenzierung und der Identifizierung befindet (vgl. Hall 2000 [1992]: 183; Lossau 2002: 53). Das Subjekt gilt nunmehr als ein relationales, das sich aus dem Zusammenspiel mit stets wechselnden sozialen Situationen ergibt und definiert. Kontexte und Identitäten stehen in einem nicht endenden Wechselverhältnis zueinander, sodass Identitäten als Effekte sozialer Kontexte gelten können, die sie zugleich mit erzeugen. Feste Bezugspunkte über die Personen individuiert werden könnten, sind nicht mehr auszumachen. Plastisch wird das mit der Rede von ‚Bastelbiografien‘ oder ‚jeder Mensch ist sein eigenes Planungsbüro‘ gefasst. All diese Fassungen schließen nie aus, dass Teilnehmer in der Kommunikation identifiziert und sogar angesprochen werden. Aber dieser Prozess wird selbst erklärungsbedürftig und muss als solcher untersucht werden. Die Frage lautet demnach, wie der Selbstbeschreibungsmodus so erfolgreich sein kann, dass es gelingt Einheiten (Personen, Subjekte etc.) zu imaginieren, zu kommunizieren und zu adressieren.<sup>53</sup> Eine Identität zu ‚haben‘ oder jemand zu ‚sein‘ ist das kommunika-

53 Um ontologisierenden Fehlinterpretationen vorzubeugen: „Objekte‘ [oder Personen sind] für das System immer Referenzen, also nie in der Außenwelt gegebene Dinge, sondern strukturelle Einheiten der Autopoiesis des Systems, das heißt Bedingungen der Fortsetzung von Kommunikation“ (Luhmann 1998: 99).

tive Artefakt dieser Operation und wird so zu einem sozialen Belang. Differenzierungsprozesse und Semantiken sind zwei Seiten derselben Medaille.

Hall (1997) verweist, wenn es um das Zustandekommen und Funktionieren von Semantiken geht, auf den ‚linguistic turn‘ und seine Spielarten. Ganz ähnlich greift Zierhofer (1999) auf die Sprachpragmatik sowie auf die Arbeiten von Bruno Latour und Donna Haraway zurück, um zu einer allgemeinen Form relationalen Denkens zu gelangen. Diese und andere Argumentationsstränge sind im Detail sehr different und haben unterschiedliche Erkenntnisinteressen, doch hier sollen die Gemeinsamkeiten interessieren. Es geht, und damit gerät man wieder in die Nähe von Luhmann, um fundamentale beobachtungstheoretische Aussagen, die nun lose mit Hilfe des nachstehenden Schaubilds erläutert werden sollen.

Abbildung 4: Phallogozentrismus – Herrschaftsform der Moderne (Zierhofer 1999: 7)



Luhmann (2002: Kap. II, 6) bezieht sich bei seinen beobachtungstheoretischen Ausführungen auf Spencer Browns Terminologie in dessen Buch ‚Laws of Form‘. Danach unterscheidet er zunächst zwischen einem Beobachter und der Operation Beobachten. Sobald die Beobachtungsoperationen über bloße Einzelereignisse hinausgehen und Sequenzen bilden, kann sich der Beobachter als stabiles System etablieren. Die Beobachtungsoperation kann formal über den Unterschied von *Unterscheiden* und *Bezeichnen* definiert werden: „We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction“ (Spencer Brown in: Nassehi 1995: 49). Beobachten kann somit als das Verwenden einer Unterscheidung (distinction) zur Bezeichnung (indication) verstanden werden. Nachdem ein Beobachter eine Unterscheidung getroffen hat, kann er im nächsten Moment die *eine*, aber nie-



mals zugleich die andere Seite der Unterscheidung bezeichnen. Mit Blick auf das Schaubild kann der Beobachter also entweder das ‚Andere‘ oder das ‚Selbst‘ benennen. Das Ergebnis von Beobachtungen sind Beschreibungen, Schilderungen, Nennungen und so weiter sowie die Stabilisierung des Beobachters als System. Ohne Unterscheidung wird niemand etwas bezeichnen können. Weil eine Unterscheidung die Welt entlang *einer* Dimension in *zwei* Teile zerfallen lässt, kann diese erste Beobachtung auch als monokontexturale Beobachtung verstanden werden. Jetzt ist zu erkennen, dass die Unterscheidung, also die Differenz, die die Welt zusammenhält. Gewöhnlich reicht es aus, die Innenseite der Beobachtungsform zu nennen, um den Sinn zu vermitteln. Die Außenseite kann ohnehin nie komplett bezeichnet werden, weil hier unvorstellbar viele andere Bezeichnungen ruhen. Wenn etwas als kalt, als Frau, als Kroat, oder als schön bezeichnet wird, dann ist es im Auge des Beobachters eben dies – von was er es trennt, kann in diesem Moment nur spekuliert werden. Der Beobachter hat in der Sinndimension diese eine Aktualität gegenüber der unglaublichen Anzahl von alternativen Möglichkeiten selektiert. Ob es damit von warm, Mann, Nicht-Kroat, oder hässlich unterschieden wird, kann aus der Bezeichnung selbst nicht erschlossen werden, sondern von außen nur interpretativ und auf den Kontext bezogen errahnt werden. Zwar kann die Außenseite dieser asymmetrischen Form durch Kreuzen erreicht werden, doch das ist bereits eine andere Operation. Im Moment der Bezeichnung ist *immer* nur die eine Seite gegenwärtig. Die Form der Asymmetrie ist bedenkenswert: „Es geht auch nicht ohne die Einheit der beiden Seiten, das heißt ohne *eine* Unterscheidung [...]. Wenn man beide Seiten benutzen würde, wäre die Unterscheidung selbst sabotiert, es wäre kein Unterschied mehr vorhanden“ (Luhmann 2002: 144).

Diese Zweiseitenform bindet die Beobachtungstheorie an die allgemeine Systemtheorie zurück, bei der das System stets aus der Einheit der Differenz von System und Umwelt begriffen wird. Die sogenannte Beobachtung erster Ordnung lässt immer eine monokontexturale Welt entstehen. Diese Welt ist zweiwertig, weil entweder der positive oder der negative Wert vorliegt – „eine dritte Möglichkeit ist ausgeschlossen – *tertium non datur*“ (Kneer/Nassehi 1993: 102). Im Schaubild wird dies als das ausgeschlossene Dritte bezeichnet. Der Beobachter unterscheidet mit seiner Bezeichnung eine prinzipiell unentschiedene Welt. Dieser Autoontologisierungprozess zeigt an, dass die Form nicht das Resultat der Welt an sich ist, sondern die Welt aus der formgebenden Beobachtung resultiert (Nassehi 1995: 51). Die Beobachtung erzeugt die Form und die Einheit der Welt. Nicht weil sie einen ontologischen Status hat, sondern weil sie neben der separierenden Grenze auch die beiden separierten Seiten enthält.

Jede Beobachtung besitzt einen blinden Fleck. Denn die gewählte erste Unterscheidung ist nicht in der Lage, sich selbst mit der gewählten Unterscheidung zu beobachten und nachfolgend zu bezeichnen. Erst eine Beobachtung *zweiter* Ordnung kann die *Form* der ersten Unterscheidung bezeichnen. Eine Beobachtung zweiter Ordnung ist kein Privileg von wenigen. Sie ist aber die

Beobachtungsposition, welche die Systemtheorie als Position für wissenschaftliches Beobachten vorschlägt. Es wird beobachtet, *wie* in der Gesellschaft unterschiedlich beobachtet wird (Kneer/Nassehi 1993: 147). Was genau ist jedoch mit dem blinden Fleck gemeint? Ein Beispiel: Eine erste Beobachtung wählt die Bezeichnung ‚Mann‘. In einer zweiten, tendenziell spekulativ bleibenden Beobachtung kann, aus dem Kontext heraus, vermutet werden, dass ‚Mann‘ gewählt wurde, um von ‚Frau‘ zu unterscheiden. Die Innenseite ‚Mann‘ könnte aber auch von ‚Kind‘, ‚Tier‘ oder ‚Jungeselle‘ unterscheiden. Sollte mit der Nennung ‚Mann‘ auf der Innenseite jedoch eine Unterscheidung zu ‚Frau‘ getroffen worden sein, dann ist der Beobachter weder mit ‚Mann‘ noch mit ‚Frau‘ in der Lage seine Beobachtungsform zu benennen. Die Beobachtung ist blind, wenn es um die eigene Form geht. Denn weder mit ‚Mann‘ noch mit ‚Frau‘ kann die erste Beobachtung bezeichnen, dass die Unterscheidung aufgrund von ‚Geschlecht‘ getroffen wurde. Sie ist unfähig die im Schaubild separierende senkrechte Linie zwischen dem Selbst und dem Anderen zu bezeichnen. Die Aussage, dass die Unterscheidung ‚Geschlecht‘ verwendet wurde, ist bereits eine neue Beobachtung – eine Beobachtung *zweiter* Ordnung, die selbst wiederum an einen blinden Fleck gebunden ist. Aus dieser Zweiseitenform kann man nicht ausbrechen. Auch der Hinweis auf die wohlbekannten Vexierbilder hilft nicht. Wenn man nur schnell genug hin- und herschaut, so könnte man meinen, sei man in der Lage beide Seiten gleichzeitig zu erkennen. Das Argument entkräftet sich bereits sprachlich selbst, denn hin- und her-schauen sind *zwei* Beobachtungen. Die Gleichzeitigkeit ist ein Effekt der Geschwindigkeit, die nicht um *zwei* aufeinander folgende Operationen umhinkommt.

Ein weiterer Aspekt sei zur Klärung nachgeschoben. Die Aussage, dass eine Unterscheidung immer gezogen werden müsse, niemals aber schon in der Welt sei, widerspricht nicht der Erkenntnis, dass manche Bezeichnungen geschickter sind als andere. Folglich kann sich auch Identität stabilisieren, wenn Sinndimensionen häufig und gleichsinnig wiederholt werden. *Nota bene*: Identität im puristischen Sinn kann es nicht geben, denn wenigstens in der Zeitdimension ist Differenz nötig. In Bezug auf Personen noch einmal Luhmann: „In Anlehnung an Begriffe von Spencer Brown ließe sich auch sagen, daß die Wiederverwendung solcher Referenzen Personen (bzw. Dinge) *kondensiert*, nämlich als identische fixiert, und sie zugleich *konfirmiert*, nämlich mit neuen Sinnbezügen aus andersartigen Mitteilungen anreichert. Geschieht das, so entwickelt sich eine entsprechende Semantik. Personen haben Namen“ (Luhmann 1998b: 107).

Die Stichworte Kondensierung und Konfirmierung erlauben es den ‚Post‘-Theorien, die Identitäten zu dekonstruieren. Sie können eventuell zeigen, dass in der Zweiseitenform mit dichotom organisierten Begriffspaaren gearbeitet wird und dass eine Seite eventuell dominant ist. Sie können demonstrieren und bei Bedarf dekonstruieren, dass und wie es zu Bedeutungsaufladung mit weiteren Begriffen gekommen ist. Die Psychosemiotik vermeldet etwa, dass das Selbst dem Anderen Eigenschaften zuschreibt, die es für sich nicht akzeptiert oder gänzlich

negiert. Weil die Trennungen niemals zu fixieren sind und weitere Attribute kommuniziert werden müssen, verweist das Schaubild auf verschiedene Reinigungsprozesse. Wer Identität fixieren und die Welt einfach erklären will, der wird bemüht sein, stets dieselben Unterscheidungen zu verwenden. Der Rassismus etwa will die Welt erklären, indem er die Menschen in Rassen einteilt und auf dieser Beobachtung alle weiteren Erklärungen aufbaut. Starrsinn oder kreative Perspektivenwechsel lassen somit Rückschlüsse auf die kognitive Kapazität der Beobachter zu.

Auf kulturelle Erklärungsmuster bezogen, bedeutet dies Folgendes: Bereits die Beobachtungen erster Ordnung sind von der Perspektive abhängig, wobei die Zahl sinnvoller Alternativbeschreibungen im Alltag begrenzt ist. Wird jedoch Kultur als Beschreibungsform hinzugezogen und das Ereignis ein zweites Mal im Modus Kultur beobachtet, dann steigert sich die Kontingenz ins Unermessliche, obwohl doch nur nach einer Einheit gesucht wird. Kultur als eine Beobachtungsform zu verstehen, schließt zunächst keine Aussage über die Bedeutung oder Nicht-Bedeutung dieser Beobachtungsform mit ein, sondern hilft nur ihren Konstruktionscharakter zu verstehen. Sozial relevant wird die Beobachtungsform und somit Kultur, wenn sich an ihr weitere Strukturen entwickeln, die Beobachtung also Grundlage weiterer Entwicklungen wird.

Ergänzt man das Schaubild um die Kategorien ‚Balkan‘ für das Andere und ‚Europa‘ für das Selbst, so kann die Relevanz von kulturellen Beobachtungsformen im Kontext dieser Arbeit verdeutlicht werden. Die Suche nach Abhandlungen, die sich der Frage annehmen, was *den* Balkan oder Südosteuropa ausmacht, dauert nicht lange (z. B. Hatschikjan 1999). Abseits der müßigen Frage, ob denn der Balkan Teil Europas sei oder nicht, wird versucht, die erste räumliche Differenzierung mit weiteren Eigenschaften zu füllen, um die erste Differenzierung zu plausibilisieren. Es beginnt nun die Suche nach mehr Differenz im Rahmen der räumlichen Beobachtung. In jüngeren Schriften notieren Suchende klagend-ritualistisch, dass der Balkan allzu häufig mit pejorativen Eigenschaften beschrieben werde – Pulverfass, Krisenregion, Hinterhof Europas und dergleichen mehr (ebd.: 1). Doch diese Kritik bleibt solange in sich selbst gefangen, wie sie dieser Region weiterhin einen Charakter zusprechen will. Man merke: Die Problematik des Multikulturalismus zeigt hier zwar keine pejorativ-rassistische Fratze, doch eine ‚Gutmenschrhetorik‘ befreit noch lange nicht von Theorieproblemen. Im Bestreben nichts zu werten, diskriminieren die Aussagen nichts mehr und werden nichtssagend: „Was auf Europa und Osteuropa zutrifft, gilt auch für die osteuropäischen Teilregionen: Kennzeichnend ist nicht der geschlossene Raum [...], sondern der offene Charakter, der wechselseitige Bezug, der fließende Übergang“ (ebd.: 7). Kontingenz kann kaum besser illustriert werden. Die Liste mit positiven, negativen oder neutralen Attributen kann ins Unendliche verlängert werden. Nur irrelevant scheinen die Beschreibungen nicht zu werden. Die beobachtenden Systeme sorgen hier für Objekte. Als strukturelle Einheiten der Beobachtung können sie im Fortgang der Kommunikation ‚identisch‘ bleiben,



können kondensiert und konfirmiert werden. Und so führt Kommunikation zu neuer Kommunikation und die Idee, einem Raum, einer Kultur oder gleich zusammen einem Kulturraum bestimmte Eigenschaften zuzuschreiben, liefert Erklärungsmuster. Erklärungsmuster, die zwar kontingent sind, doch so unendlich verführerisch, selbsterklärend und galant, dass die Welt mithilfe solcher kulturalistischen Muster auch in direkter oder indirekter Anschlusskommunikation so gedeutet wird.

Anlässlich der Ermordung von Zoran Djindjic kommentiert die prominente Autorin Slavenka Drakulić: „Denn Djindjic war nicht nur ein Politiker, der unter den Bedingungen des Balkans arbeiten musste. Er war vielmehr selbst zu einem balkanischen Politiker geworden. Und er besaß zwei dunkle Geheimnisse [...] Auch dieser Tod offenbart, dass Serbien noch immer zum Wilden Osten gehört“ (2003b: 13).<sup>54</sup> Was geschieht hier? Djindjic musste unter den Bedingungen des Balkans arbeiten. Man kann nun hermeneutisch interpretieren, von was sie den Balkan, die Innenseite ihrer Bezeichnung, trennt. Vermutlich ist es der Westen mit anderen Politikern (Aufrichtigen? Ohne dunkle Geheimnisse?). Einzementiert im Kulturraum Balkan musste auch Djindjic zu einem balkanischen Politiker werden. Meier hob einst hervor, dass Djindjic eine westliche Schule hinter sich habe und rational denke (2001: 53), doch jetzt ist von „dunklen Geheimnissen“ die Rede – am Ende haben die Schluchten des Balkans noch alle gefressen! Und noch etwas: Djindjic scheint nicht nur tot zu sein, weil er auf dem Balkan Politiker war und das auf dem Balkan eben so ist, sondern Serbien, der Wilde Osten oder der Balkan zeigen damit auch, dass sie so sind wie sie sind. Der Feuilletonartikel von Drakulić zeigt, wie sehr kulturelle Deutungen alles Soziale mit dem Schleier der Kontingenz überziehen, weil sie alles was sie beobachten ein zweites Mal beobachten, es damit gleichsam ein zweites Mal geschieht. Zuvor werden Ähnlichkeiten sichergestellt, um dann doch wieder die Differenzen des Ähnlichen zu suchen. Ist es aber nicht abseits der kausalen Deutung für Djindjic egal, ob er ein balkanischer Politiker war oder nicht. Er ist, soviel ist doch sicher, ermordet worden, ob balkanisch oder nicht (gleichwohl diese Egalität nicht auf ihn übertragen werden kann, weil niemand außer ihm weiß, ob er in seinen letzten Minuten nicht vielleicht doch die ‚balkanische Erklärung‘ verwendet hat). Für die Theoriebildung jenseits des Feuilletons scheint es besser zu sein, wenn strukturell zwischen tot|lebendig unterschieden wird und die Differenzierung tot-weil-balkanisch|lebendig-wenn-doch-nur-westlich der stets mit Kontingenz überzogenen Beschreibungsebene zugerechnet und überlassen wird, die selbst aber wieder beobachtet werden kann.

54 Drakulićs kulturalistische Deutungsversuche sind verwunderlich, da sie kurz zuvor die Verwandlung Jugoslawiens zum Paria Europas beklagte (2003a: 15).

## Hybridität und die Schwierigkeit der transmigranten (Selbst-)Beschreibung

Bisher wurde nur der Begriff Monokontextualität erwähnt und auf die Beobachtung erster Ordnung bezogen. Mit Kontextur ist die mit einer Unterscheidung aufgespannte Welt gemeint, in der nur gestritten werden kann, ob der positive oder der negative Wert zutrifft. Die Beobachtung zweiter Ordnung kann die beobachtungsleitende Unterscheidung der ersten Beobachtung bezeichnen. So gelangt man zu einer polykontexturalen Welt. Damit ist gemeint, dass es eine Vielzahl von Unterscheidungen gibt, es also „eine Vielzahl von unterschiedlichen Kontexturen gibt, die von keinem archimedischen Beobachtungspunkt ineinander überführt werden können“ (Kneer/Nassehi 1993: 103). Damit nicht identisch, aber doch verwandt, ist die Denkfigur der Hybridität aus der postkolonialen Theoriediskussion.<sup>55</sup> Auch sie argumentiert, dass eine Beobachtung in einer prinzipiell relationalen Welt etwas trennt, was nicht zwingend so getrennt werden müsste, dass die Unterscheidung also von einem Beobachter abhängt. Diese erste Unterscheidung und die nachfolgenden Sinnkondensationen und -konfirmationen führen zur Ausblendung von alternativen Repräsentationsmöglichkeiten. Die kognitive Kapazität verfällt in Routinen und blendet alle Relationen zwischen dem Selbst und dem Anderen aus. Im Schaubild wird dies ‚das ausgeschlossene Dritte‘ genannt. Die Praktiken, die zu dieser Ausblendung führen, können, je nach Kontext und Absicht, etwa als rassistisch oder ethnozentristisch bezeichnet werden. Es wird deutlich, dass mit Hybridität *keine* Vermischung von Kulturen gemeint ist. Eine solche Vermischungsposition trüge Züge eines kulturellen Essenzialismus in sich, müsste Substanzen stillschweigend voraussetzen und würde sich nur schlecht mit den konstruktivistischen Grundpositionen in diesem Theoriebereich vertragen.<sup>56</sup> Aber man muss akzeptieren, dass jede Herstellung von Identität etwas ausschließt. Und dieser Ausschluss sollte auch nicht im Zeichen politischer Korrektheit trivialisiert werden.

Sowohl für die Systemtheorie als auch für postkoloniale Positionen um Hybridität ergibt sich daraus ein weites Tätigkeitsfeld. Sie können auf die Kontingenz der Setzungen aufmerksam machen und vielleicht verhindern, dass unglücklich gewählte Beobachtungsraster zur einschränkenden Norm werden. Dass Migrant\*innen in diesem Zusammenhang im Zentrum des Interesses stehen, ist kein Zufall, denn Migration bedeutet Entrückung und eine Veränderung von Perspektiven. Bhabha betont daher die Zuverlässigkeit der migranten Doppelperspektive

55 Zu Karriere von Hybridität im Kontext von Theorie, Kultur und Rasse siehe Young (1995), zum dazu vergleichbaren Konzept des dritten Raumes in der Geografie vgl. speziell Soja (1996) und Pile (1994). Allgemeiner siehe die Abhandlungen von Bhabha (1990; 2000).

56 Dessen ungeachtet finden aber Hybridität und ähnliche Begriffe im Sinne einer Vermischung, Kreolisierung, Mestizierung etc. durchaus Verwendung (z. B. bei Burke 2000) auch wenn die rassistischen Wurzeln nicht mehr aktualisiert werden.

(2000: 7) und arbeitet mit den Leitbegriffen ‚ambivalence‘, ‚mimicry‘ und eben ‚hybridity‘ um kulturelle Deutungsmuster zu hinterfragen.<sup>57</sup> Wissenschaft kann Exklusionen nicht verhindern, aber sie kann Dritte aufklären, indem sie auf die Limitationen von bestimmten Beobachtungen hinweist, unter anderem in Bezug auf die Rede von Kulturen.

„Kulturelle Hybridität [...] behauptet [...] *Nicht-Identität* und wendet sich damit entschieden gegen Vorstellungen autochthoner und homogener Kulturen, die als gegeneinander abgegrenzte Symbolsysteme an einen stabilen, flächenextensionalen Raum gebunden sind. Hybridität löst allerdings nicht auf, sondern verschiebt die Achse der Differenzierung von einer Innen/Außen-Differenz in Richtung Vielfalt interner Differenzen.“ (unter Bezug auf Hall, Boeckler 1999: 182)

Es wird also nicht die Faktizität von bestimmten Ordnungen verkannt und die bestehenden Ordnungen sollten auch nicht als falsche abgewertet werden, doch die Denkfigur Hybridität ist kritisch, weil sie den Beobachter der ersten Ordnung auf seinen blinden Fleck hinweisen kann. Während die postkolonialen Theorien sich insbesondere für Sinnzusammenbrüche interessieren (Boeckler 1999: 182), harrt die Systemtheorie mit einer solchen Position. Sie ist Sinnzusammenbrüchen zwar nicht grundsätzlich abgeneigt, aber ein Scheitern von Sinnprozessen kennt sie eigentlich nicht. Sollte eine Beobachtung tatsächlich einmal als sinnlos eingestuft werden, dann ist dies bereits wieder eine Beobachtung, die im Schema sinnvoll|sinnlos beobachtet und so kommunikative Anschlussfähigkeit gewährleistet. Sinn ist ein differenzloser Begriff im systemtheoretischen Programm. Das Scheitern von Sinnprozessen wird in der systemtheoretischen Diktion mit Irritation von Kommunikation, mit kreativem Kreuzen von Sinnkombinationen oder mit kommunikativen Anschlussmöglichkeiten gefasst. Gemeinsam ist beiden Theorieprogrammen, dass Grenzen nicht mehr als vorab existierende (Kultur-)grenzen begriffen werden, sondern als kritische Momente der Entstehung von (kultureller) Differenz verstanden werden.

„Wenn wir das Kulturelle nicht als die *Quelle* des Konfliktes – im Sinne *differentier* Kulturen –, sondern als *Ergebnis* diskriminatorischer Praktiken – im Sinne einer Produktion kultureller Differenzierung als Zeichen von Autorität – auffassen, verändern sich sein Stellenwert und seine Erkenntnisregeln. Hybridität interveniert in die Ausübung von Autorität, nicht nur, um aufzuzeigen, daß deren Identität eine Unmöglichkeit ist, sondern auch als Repräsentantin ihrer nicht mehr vorhersehbaren Präsenz.“ (Bhabha 2000 [1985]: 169)

Die Systemtheorie verhält sich diesbezüglich etwas vorsichtiger und würde nicht sofort proklamieren, in die Ausübung von Autorität intervenieren zu wollen. Sie

<sup>57</sup> Das ist ein Themenfeld mit einer langen Tradition in der Migrationsforschung; Vgl. z. B. Park (1928).



weist sich stattdessen selbst eine distanzierte Beobachterrolle zu, doch die Unterschiede sind relativ gering. Bezieht man dies nun wieder auf Personen, so wird stets davon ausgegangen, dass Personen in der modernen Gesellschaft immer nur partiell in Anspruch genommen werden und deshalb die Schwierigkeiten bei der Präsentation einer einheitlichen Lebensgeschichte zunehmen und eben zur *Eigenleistung* des Individuums werden (Kneer/Nassehi 1993: 160). Je weiter sich die Inklusionssituationen von nationalen Rahmen entfernen, desto schwieriger werden Beschreibungen mit den modernen Einheitskonzepten Nation, Identität oder Kultur.

Trotz der aufgezeigten und leicht geglätteten Parallelen zwischen hybriden Denkfiguren und Beobachtungstheorie, bleibt ein Problem in der Hybriditätsliteratur bestehen, dass aus der Außenperspektive eigentlich unnötig erscheint. Die Beobachtung des Hybriden, so ist zu vernehmen, leide unter dem Problem einer alltagsweltlichen Rückbindung, da die Beobachtung „immer nur vom Standpunkt des Betrachters, nicht aber aus der Sicht des Akteurs hybride ist“ (Boeckler 1999: 182). Hybridisierung, „is always and everywhere an observation of the researcher, an attribution of meaning to a world that bears no witness to that meaning [...] hybridity only exists as a social phenomenon when it is identified as such by those involved in social interaction. This implies that where people do not so identify, the fact of cultural mixture is without social significance“ (Friedman 1999: 248f.).

An dieser Stelle entstehen Unklarheiten. Die Unklarheiten entstehen, weil nicht ausreichend zwischen dem Konzept von Hybridität und dem was Hybridität bezeichnet unterschieden wird. Und weil das nicht geschieht, entsteht bei Boeckler die merkwürdige Trennung zwischen Betrachter und Akteur und bei Friedman wird Hybridität nur als zweite Beobachtung verstanden, die mehrheitlich dem Forscher zugebilligt wird. Kann Boecklers Akteur wirklich nicht erkennen, dass er ‚hybride‘ ist? Unterliegt die Bezeichnung ‚ich bin hybrid‘ einer anderen Logik als ‚ich bin Serbe‘? Der Blick richtet sie daher zunächst auf die Logik der Aussagen. Dabei wird vorgeschlagen, Boecklers Hybridität abstrakter als Polykontextualität zu begreifen. Wenn hingegen die Klassifizierung von etwas als hybride zur Debatte steht, so soll dies als ein Streit um soziale Anerkennung verstanden werden.

Zur Logik: Keine Beobachtung kann Letztgültigkeit beanspruchen, weil jeder Beobachtung eine Unterscheidung vorangeht, die ein anderer Beobachter so vielleicht nicht wählen würde. Nun können alternative Beobachtungen vollzogen werden und es stellt sich die Frage, welche Beobachtung adäquater ist. Die besondere Bedeutung der zweiten Beobachtung liegt in der Möglichkeit zu erkennen, *wie* beobachtet wird. Die Aussage ‚Ich bin eine hybride Person‘ ist aber als erste Beobachtung monokontextual und es ist sofort einsichtig, dass jede Person sich selbst beobachten und so beschreiben kann. Die Beschreibung besitzt wie jede andere Aussage einen blinden Fleck, ist aber für sich betrachtet ein Einheitskonzept, mit der eine Person ihre Identität zu präsentieren versucht und sich

damit von einer anderen – nicht-hybriden Person – unterscheiden möchte, oder von einer anderen Person von außen unterschieden wird. Hybridität existiert genauso wenig in der Welt wie Kultur oder Nation. Hybridität kann als Bezeichnung keine Sonderrolle beanspruchen. Diese Wendung scheint Friedman entgangen zu sein. Boeckler hingegen eröffnet selbst ein Bild von Hybridität, das abstrakter als Polykontextualität gefasst werden könnte und von ihm in diesem Sinn Verwendung findet: „Nicht das ‚kaleidoscopic picture of‘ steht im Mittelpunkt von Hybridität, sondern die Kritik am ‚organic whole‘, am Denken in fixierten Ganzheiten mit eindeutigen Identitäten“ (Boeckler 2005: 42).

Noch weitgehender heißt es an anderer Stelle: „Recognizing the *in-between* and the *interstices* means going beyond [...] dualism, binary [...] thinking and Aristotelian logic. Methodologically this is the hallmark of post-structuralism and deconstruction; it represents an epistemological shift outside the boxes of Cartesian epistemology“ (Nederveen Pieterse 2001: 238). Da mir aber gedankenexperimentell keine Möglichkeit einfällt, binäres Denken (Beobachten) zu überwinden, erscheint es abermals sinnvoller zwischen Mono- und Polykontextualität zu unterscheiden. So kann Boecklers Aussage, dass die Beobachtung immer nur vom Standpunkt des Betrachters, nicht aber aus der Sicht des Akteurs hybride ist, als Spannungsverhältnis zwischen erster und zweiter, zwischen mono- und polykontextueller Beobachtung gefasst werden.

Das zu erkennen, ist auch in der Alltagswelt möglich, doch kommt jetzt das Problem der sozialen Wertschätzung hinzu.<sup>58</sup> Ein Beispiel: Eine Person soll national sortiert werden. Sie wird der Nation<sub>A</sub> zugeordnet. Mehr kann die erste Beobachtung nicht leisten. Sie kann nicht sagen, welcher Nation die Person nicht angehört, doch der tradierte Sinn lässt vermuten, dass die Person nur der Nation<sub>A</sub> angehört. Emigranten/Immigranten sind in einer so beobachteten Welt ein Übergangsphänomen. Zumindest im intergenerationalen Verlauf wird der Übergang von der einen in die andere Kategorie erwartet. Für Transmigranten trifft genau das nicht mehr zu. Ihre persönliche Lebenswelt durchkreuzt fortwährend diese Kategorien. Die nationale Beobachtungsform kann nicht mehr eindeutig unterscheiden. Die zu beschreibende Person lässt sich nicht eindeutig in Nation<sub>A</sub> fügen, weil sie stets auch in der Nation<sub>B</sub> arbeitet, lebt oder liebt und folglich *beide* Werte annehmen kann. Eine zweite Beobachtung kann den Grund erkennen und darauf hinweisen, dass die Unterscheidung im Schema Nation ungeeignet ist, um die Eindeutigkeiten herzustellen. Wer nun partout an der Einteilung der Welt in Nationen festhalten will, der wird geneigt sein, die Person nicht als rein, sondern als hybrid zu beschreiben. Die extrapersonalen Differenzen der ersten Beobachtung werden nun in intrapersonale Differenzen verschoben. Wenn,

58 Dass diese Wertschätzung selbst wieder als ein soziales Resultat gesehen werden muss, wird mit Blick auf die Wertschätzung von Hermaphroditen deutlich. Geertz zeigt in einer Zusammenschau, wie unterschiedlich Nordamerikaner, Navahos und Pokots mit dieser, die ‚natürliche‘ Ordnung störenden, Zwitterkategorie umgehen und wie sie sich vor der entsprechenden Person verhalten (1987: 271 ff.).

und das wäre ein zu erwartendes Ergebnis von Meinungsumfragen, hybride Identitäten pejorativ konnotiert werden, dann sinkt die Bereitschaft sich so zu bezeichnen. Die Frage der Hybridität wird zur Frage der Anerkennung. Deutlich wird, dass Migranten deren identifikative Bezugspunkte kontinuierlich in zwei nationalstaatlich voneinander getrennten Kontexten liegen, auf der Folie des ‚entweder-oder‘ nicht zu verorten sind. Die dichotome Kategorisierungspraxis wird gestört und die Thematisierung von transmigranten Identitäten dreht sich um die Frage, wieviel Platz zwischen den Kategorien gelassen wird und wieviel Platz für Irritationen zur Verfügung steht (vgl. Goeke 2004). Hier findet die Diskussion Anschluss an Überlegungen zu diskriminatorisch-rassistischen Praktiken und die Frage, was mit den Anderen und den Relationen zu Anderen geschieht:

„Während die Verdrängung ihr Objekt ins Unbewußte verbannt, es vergißt und versucht, das Vergessen zu vergessen, muß die Diskriminierung die Repräsentation des Objektes beständig ins Bewußtsein holen, wodurch sie die entscheidende Anerkennung der von ihnen verkörperten Differenz zementiert und sie für die Wahrnehmung, auf der ihre Effektivität basiert, revitalisiert... Sie muß sich von der Präsenz genau der Differenz nähren, die zugleich ihr Objekt ist.“ (Paul Abbot zitiert in: Bhabha 2000 [1992]: 117)

Die Relation zum Diskriminierten muss also ausgeblendet werden, um den Anderen als Ganzen entstehen zu lassen. Migranten, die sich im namenlosen Dazwischen befinden, haben eventuell Schwierigkeiten aus dem Namenlosen eine Narration mit gesellschaftlicher Durchschlagskraft zu entwickeln. Und sie haben vielleicht auch Schwierigkeiten bei der Darstellung ihrer Lebensgeschichten. Nicht, weil sie dazu kognitiv nicht in der Lage wären, sondern weil sie mit den erwarteten Skripten oder Schemata brechen.

## Raum als Sinndimension

Die Platzierung des Themas ‚Raum‘ an einer so unprominenten Stelle in einer geografischen Arbeit mag verwunden, doch sie folgt eben nicht der Wissenschaftspolitik, sondern der Theorie. Bisher wurde vor allem dann über Raum gesprochen, wenn er in anderen Arbeiten prominent war, also zum Beispiel im Konzept der transnationalen sozialen Räume oder bei der Würdigung bisheriger geografischer Migrationsforschungen. Die den Raumkonzepten zuteilkommende Wertschätzung war gering, weil in den betreffenden Arbeiten die Raumkonzepte zu oft ad hoc, atheoretisch oder essayistisch eingeführt wurden, oder weil sich die Raumkonzepte nur schlecht mit systemtheoretischen Prämissen vertragen. Der harschen Kritik zum Trotz muss hier dennoch nicht bei Null begonnen werden. Es besteht die Möglichkeit, sich beispielsweise an den Ausführungen von Klüter (1986, 1999), Stichweh (1998), Hard (1986; 2002 [1999]), Pott (2002;



2005) oder Gren/Zierhofer (2003) zu orientieren und Raum konsequent über die Theorie einzuführen. Wie schon in den bisherigen Kapiteln soll auf eine allzu exegetisch repetitive Diskussion von Raumkonzepten verzichtet werden. Stattdessen soll nur das für das Theorieverständnis und das Erkenntnisinteresse Nötige thematisiert werden.<sup>59</sup>

In der Luhmannschen Systemtheorie wird den Begriffen Raum, Region oder Stadt keine theoriestrategische Aufmerksamkeit geschenkt und obendrein fehlt eine klare Begründung, weshalb Raum zum Beispiel nicht als Sinndimension vorgesehen ist (Stichweh 1998: 341ff.). Stattdessen erkennt Stichweh bei Luhmann zwei Thematisierungen von Raum. *Erstens* einen der Umwelt der Gesellschaft zugerechneten Raum, der für die Gesellschaft nicht grenzbestimmend sein kann, weil soziale Grenzen im Medium Sinn und innerhalb der Gesellschaft gezogen werden. Aus der Umwelt der Gesellschaft kann nichts Unkonstruiertes in sie hineindringen, gleichwohl es umweltkompatible Kommunikation geben kann. Raum als Sinndimension auszuweisen, widerspräche dieser Annahme nicht. *Zweitens* ist aber bei Stichweh zu lesen, dass Raum ein Medium der Wahrnehmung und der sozialen Kommunikation sei, das in den Leitunterscheidungen von Objekten und Stellen und von Nähe und Ferne gründe und als ein solches Medium in der Moderne auf unbestreitbare Weise an *formprägender* Kraft verliere (ebd.: 346). Das Wahrnehmungsargument ist eine verlockende Begründung. Die Sichtbarkeit oder Materialität von Raum verleitet zu dieser dinglichen Argumentation. Ähnlich äußerte sich Werlen in einem Interview: „Und der Bezug zum Räumlichen, das kann nur die Körperlichkeit sein.“ (Werlen in: Schmidt 2004: 80). Solche Fassungen mögen ihre Berechtigung in anderen Theorien haben, doch sie passen nur schlecht zu Luhmanns Konstruktivismus, denn plötzlich, so bemerkt Hard, gibt es einen unkonstruierten Raum mit formprägender Kraft für die Gesellschaft (Hard 2002 [1999]: 283ff.). Es verwundert daher nicht, dass Stichweh sein Argument mit geodeterministischen Logiken untermauert (zum Beispiel die Entfernung von Städten zum Meer, soziokulturelle Entwicklung der Kontinente in Abhängigkeit von ihrer geomorphologischen Grundstruktur etc.). Der Sozialtheoretiker aber, der einen natürlichen Raum in der Theorie vorsieht, wird zum Schamanen, der glaubt Ausflüge in diese Welt unternehmen zu können, um der Gesellschaft nach der Rückkehr von dieser Reise berichten zu können, bemerkt Hard (ebd.: 286).

Die schlüssigere Fassung von Raum liegt denn auch in der Bestimmung von Raum als Sinndimension. Luhmann kennt als Dimensionen jedes Sinngeschehens allerdings nur die drei unter Kombinationszwang stehenden Sach-, Sozial- und Zeitdimensionen. Diese könnten zwar getrennt analysiert werden, erschienen in jedem real gemeinten Sinn aber selbdrift (Luhmann 1991 [1984]: 127). Unter

59 Ausführliche und konzentrierte Diskussionen wurde an anderer Stelle schon vollzogen (vgl. speziell für angelsächsische Konzeptionen Glückler 1999; für die deutschsprachige Diskussion vgl. Werlen 1997; Werlen 1999; oder mit der nötigen Ironie und verblüffenden Zeitlosigkeit Hard 2003 [1977]).

Dimensionen werden allgemein die Freiheitsgrade eines Systems verstanden, so dass eine Raumdimension zunächst sehr pragmatisch hinzugefügt werden kann. Auch Hard (2002 [1999]) zeigt in Auseinandersetzung mit Stichweh und Luhmann und im Anschluss an Klüter, dass das Fehlen einer Raumdimension nicht tragisch ist. Entscheidend ist folgendes: In einer Gesellschaftstheorie, die Gesellschaft als aus Kommunikationen bestehend begreift, kann Raum nur als Kommunikat vorkommen. In jedem anderen Fall bliebe er sozial irrelevant. Mit Bezug auf die Implikationen des radikalen Konstruktivismus kann hier nicht geklärt werden, *was* Raum *ist*. Es kann daher nur beobachtet werden, *wie* und *welche* Systeme beobachten und *wann* sie aus der Vielfalt möglicher Beobachtungsformen räumliche Formen auswählen.

Mit der pragmatischen Hinzufügung von Raum als einer Sinndimension ist empirisch allerdings noch nicht viel entschieden! Es stellt sich nun die Frage, ob sich jedes Sinngeschehen immer auch in der Raumdimension äußert, also ein selbviert von Sinndimensionen behauptet werden kann. Von einer räumlichen Sinndimension wäre zu sprechen, wenn in der Kommunikation eine Orts-, Bewegungs- oder Körperangabe gemacht wird. Wenn also zwischen hier|dort, zwischen beweglich|stabil oder zwischen materieller Einheit|Umwelt unterschieden wird. In diesen Fällen entsteht Raum als eine unhintergehbare Dimension, denn die Unterscheidung und nachfolgend die Benennung der einen Seite lässt immer Raum entstehen. So ist etwa ein Gegenstand in seiner Ausdehnung nur in einem Raum zu begreifen und man kann auch argumentieren, dass jede Kommunikation eine Person und damit einen Körper und damit einen Raum entstehen lässt, weil zwischen einem mitteilendem und einem verstehendem Subjekt unterschieden werden muss. Aber der Streit um ein selbdrisses oder selbviertes Auftreten der Sinndimension muss nicht endgültig geklärt werden. Es dürfte klar sein, dass die Raumdimension allein nicht ausreicht, um das komplizierte Wechselverhältnis von Inklusion und Exklusion zu regeln (vgl. Gren/Zierhofer 2003). Boeckler hat aufgrund ähnlicher Überlegungen daher die Perspektive der Entterritorialisierung eingeführt, die „in erster Linie eine methodologische Haltung jenseits des dominanten nationalstaatlichen ‚caging‘ sozialwissenschaftlichen Denkens“ einnimmt und „auf der Folie prinzipieller Relationalität ganz allgemein nach Prozessen sozialräumlicher Ab- und Ausgrenzung“ fragt (1999: 180f.).

Wenn Raum als ein kommunikatives Sinngeschehen konzeptionalisiert wird, dann gilt es zu fragen, welche Bedeutung die Raumdimension für die Strukturentwicklung in der Gesellschaft hat. Die Frage nach der Relevanz von räumlicher Kommunikation kann und muss empirisch entschieden werden. Auch die bisher pauschale Rede von ‚Raumstellen‘ kann jetzt präzisiert werden. Wenn Migranten solche aufsuchen, um ihre Inklusionschancen zu erhöhen, dann handelt es sich um umweltkompatible Kommunikation. In der Kommunikation wird vermittelt, dass es an diesem einen Ort gute Möglichkeiten für soziale Mobilität gibt und als Teil des Strukturvollzugs wäre es zu begreifen, wenn Personen tatsächlich migrieren, weil ihre körperliche Anwesenheit erforderlich ist.

Auch bei personalen Identitätskonstruktionen gilt Raum als eine mögliche, aber nicht zwingend notwendige Differenzierungsform (Pott 2002: 111). Dass Pott die Kontingenz der Raumdimension bei der Identitätsbildung betont, verwundert nicht. Diese Argumentationsfigur passt in das Bild der Determinationslücke, in der die individuelle Identitätsarbeit geleistet werden muss. Sie passt auch zu der empirischen Erkenntnis, dass Identitäten in Relation zu bestimmten Plätzen ausgehandelt werden (vgl. Dwyer 1999). Ob die Kontingenz der Raumdimension auch in Bezug auf den Strukturaufbau der sozialen Systeme und hier insbesondere der Funktionssysteme so gilt, ist eine leicht differente Frage, zumal bei den Funktionssystemen stets die Sachdimension als primär herausgestellt wird. Die Sachdimension macht die Funktionssysteme robust gegen alternative Deutungen. Die Wirtschaft ist zum Beispiel nur die Wirtschaft, wenn das Problem der doppelten Knappheit durch Zahlungen behandelt wird. So gesehen ist die Sachdimension für die Funktionssysteme keine Kontingenzfrage. Doch ohne Angabe, wann, wo und von wem die doppelte Knappheit behandelt wird, also Zahlung und Lieferung erfolgen, wird das Ereignis kaum erfolgen. Bei anderen sozialen Systemen gilt entsprechendes und so gilt: „Wir richten den Blick [...] auf die *soziale* Welt und fragen, welche räumlichen Kodierungen der Wirklichkeit *dort* vorgenommen werden, wie diese Raumabstraktionen funktionieren und was sie für welche sozialen Systeme und gesellschaftliche Praxen leisten“ (Hard 1986: 79).

Im Kontext von Migration fällt auf, dass sich Migrationskarrieren entscheidend um die Leitdifferenzen hier|dort oder nah|fern strukturieren und dass der Nationalstaat politische Mitbestimmungsrechte über territoriale Definitionen zu regeln versucht. Dass Raum als natürlich und sich dem Sozialen entziehend beschrieben wird, suggeriert eine Unausweichlichkeit. Flüsse, Bergkämme oder Meeresküsten als Grenzlinien zu verwenden, stützt dieses Bild. Der Nationalstaat macht sich diese Natürlichkeit gerne zu Eigen. Die nationalen Selbstbeschreibungen lieben Natürlichkeit und entwickeln mit ihr eine Metanarration, bei der individuelle Schicksale mit Ursprung, Gegenwart und Zukunft der Nation verbunden werden. Erfundene Traditionen<sup>60</sup> und Gründungsmythen, welche die Fiktion vom reinen und ursprünglichen Volk erzählen, spielen eine entscheidende Rolle (vgl. Hall 2000 [1992]: 202ff.). Beispiele dafür gibt es zuhauf: So war der Bau der transkontinentalen Eisenbahnlinie im Kontext der US-amerikanischen Expansion im 19. Jahrhundert von nationalen Debatten begleitet, die sich mit der Materialität der Schienen und der Bewegung verbanden (Verstraete 2002). Gleich welches Beispiel man anführt, ohne einen Namen sind solche Prozesse kaum vorzustellen: „Es gibt keine Staaten ohne Namen; und wenn ein neuer Staat (durch Teilung eines alten oder durch Zusammenschlüsse) gebildet wird, ist die Namensgebung der erste, kommunikativ existenznotwendige Akt. Oft kann man sich an Nationennamen halten, oft an Bezeichnungen, die mit der Staatsgründung

60 Vgl. aufschluss- und detailreich dazu Hobsbawm und Ranger (1983).



zusammenhängen. Oder die staatsgründende Gruppierung verleiht dem Staat ihren Namen. Ein Name muß sein“ (Luhmann 1998a: 346). Eigennamen haben den unschlagbaren Vorteil, dass sich die Kommunikation an ihnen orientieren kann und dass sich um den Namen herum Identität kondensieren und konfirmieren kann. Ein Name, ein Territorium, ein Volk und die Präsentation dieser Einheit bilden die Keimzelle einer Nation.<sup>61</sup> Die scheinbar in die Unendlichkeit zurückreichende Raumstabilität von Nationen führt bei Migranten dazu, dass sie sich als Individuen auf den Weg machen und als Völker ankommen.

So gesehen eröffnet sich ein großes Betätigungsfeld für die Geografie, ohne dass hier auch nur ein Bruchteil davon skizziert worden wäre. Hard schlägt etwa vor, die sozialen Raumsemantiken im Kontext der Systemtypen Interaktion, Organisation und Gesellschaft sowie im Kontext der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien wie zum Beispiel Macht, Liebe oder Geld zu beobachten (2002 [1999]: 288). Nicht alles kann in dieser Arbeit umgesetzt werden, doch die Argumentationsrichtung und die Analysemöglichkeiten dürften klar sein.

## Ausblick

Damit enden die grundlegenden theoretischen Ausführungen. Die entscheidende Frage ist nun, ob die Begriffe und Konzepte sich einigermaßen zwanglos in der Empirie wiederfinden lassen, ob sie geeignete Interpretations- und Analyseschemata für transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen liefern, ob mit ihnen Sachverhalte zu erhellen sind und ob die Theorie überhaupt zu guten Fragen anleitet. Es ist nur allzu leicht und allzu oft geschehen, dass die theoretische Diskussion sich in Definitionen und Spitzfindigkeiten verlor, um dann bei der empirischen Arbeit auch wirklich verloren zu sein.<sup>62</sup>

---

61 Nur zur Sicherheit: Eine solche Betrachtung sympathisiert in keiner Weise mit der Idee Regionalbewusstsein zu erforschen. Was es Wichtiges gegen diesen Versuch zur Erforschung von Regionalbewusstsein zu sagen gibt, steht bei Hard (2002 [1987]).

62 Über die Leichtigkeit des Definierens und die Mühen die Definitionen durchzuhalten, ohne Weichspülungen, Regressionen oder Trivialisierungen zu vollziehen, vergleiche auch die ‚semantischen Übungen‘ bei Hard (2003 [1977]).